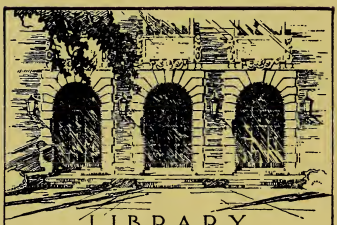
949.4
H67g

Wilhelm Tell.

Christmas 1897.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

949.4
H67g

Die Geschichte vom Tell.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Amerikanische Stereotyp-Ausgabe.

Philadelphia.

Verlag von J. Kohler, No. 911 Arch Straße.

LIME CEMENT BRICK
C. RÜHLE. KANKAKEE, ILL.

943.4
H67g

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Dort, wo die Alpen ihre zackigen, eisgekrönten Häupter über die Wolken erheben und sich in tiefblauen und meergrünen Seen spiegeln, im Schweizerlande, da lebt ein freies Volk, das keinen Herrn über sich anerkennt, als Gott und seine selbstgewählte Obrigkeit. Inmitten von Ländern, deren Gebieter Könige und Fürsten sind, hat es sich die Rechte der Unabhängigkeit gewahrt, und seit fünfhundert Jahren drückt es nicht das Joch eines Mächtigen.

Im grauen Alterthume, als noch Sümpfe und Moräste die grünen Matten und sonnigen Wiesen des Schweizerlandes bedeckten, da kam vom hohen Norden her, so erzählt die Sage, ein starkes, tapferes Völkchen, die Schwyzer genannt, durchzog die Wälder Deutschland's und drang vor bis an die himmelhohen Gebirge, die Italien von der Schweiz scheidet. Dort an dem großen Wasser, das man jetzt den See der vier Waldstädte nennt, machte es Halt, lichtete die uralte Wildniß und baute sich Hütten. Altorf und Stanz sollen ihm den Ursprung verdanken.

In glücklicher Ruhe und Ungestörtheit vermehrte sich das Volk, und breitete sich aus weiter und weiter über die jetzigen Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden, noch heutigen Tages die Urcantone geheißen. Im Kampfe mit der rauhen Natur, der sie mühsam ihre Bedürfnisse abzwingen mußten, mehr noch im Kampfe mit den Bären und Auerstieren des

Waldes und Gebirges wuchs die Kraft, der Freiheitssinn des Volkes, und es lebte glücklich in seinen Wildnissen, da es nur wenige Bedürfnisse kannte.

Von Felswänden und Gletschern, Mauern von Gottes allmächtiger Hand gebaut, umgeben, wurden sie nur selten durch Eindringlinge gestört. Sie vertrieben dieselben mit den Waffen in der Hand, oder zwangen sie durch das Recht des Stärkeren zur Dienstbarkeit. Erst der gewaltige Römer, Julius Cäsar, vermochte es, nach hartem Kampfe, das tapfere Volk zu überwältigen. Anstatt es aber zu Sclaven zu erniedrigen, zog der kluge Römer vor, es zu seinem Bundesgenossen zu machen. Er hatte des Völkchens Kühnheit kennen gelernt und achtete sie. Nach wie vor wurde es von eigenen Gesetzen regiert, und war frei in der Mitte der anderen von den Römern bezwungenen Völkerschaften.

Als im fünften Jahrhunderte nach der Geburt unseres Heilandes das gewaltige abendländische Reich der Römer zerstört wurde, gelangte die Schweiz unter die Herrschaft Deutschland's und wurde zum Schwabengau gerechnet. Nur die alten Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden behaupteten ihre angestammte Freiheit und Unabhängigkeit, obwohl sie die deutschen Kaiser als Oberherren anerkannten. Die Rechte der Kaiser beschränkten sich jedoch darauf, daß sie von Zeit zu Zeit Statthalter in das Land schickten, um den Blutbann auszuüben und eine geringe Abgabe zu erheben. Im Uebrigen wählte sich das Volk nach wie vor seine Obrigkeit selbst, und nannte seinen Obersten Richter den Ammann. Der Kaiser bestätigte immer seine Privelegien, und Friedrich Barbarossa erklärte die Einwohner ausdrücklich für freie Männer, deren Rechte er unverbrüchlich beschützen werde.

Graf Rudolph von Habsburg, nachmals selbst zum Kaiser erwählt, verwaltete viele Jahre hindurch das Amt eines Statthalters. Er liebte seine Landsleute, behandelte sie mild und freundlich, und vertheidigte auch als Kaiser ihre

Rechte und Privilegien gegen den sich erhebenden übermächtigen Adel und gegen die immer stolzer ihr Haupt emporrichtende Geistlichkeit. „Die drei Cantone sind die Bundesgenossen, nicht die Vasallen des deutschen Kaisers, und eben so wenig die Unterthanen des Hauses Oesterreich.“ So sagte er und handelte nach seinen Worten.

Rudolph starb. Sein Nachfolger, Adolph von Nassau, selbst hart bedrängt, störte die Ruhe der Schweizer nicht, sondern bestätigte, wie sein Vorgänger, ihre Freiheiten und Rechte. Aber seine Regierung dauerte nur kurze Zeit. In einer heißen Feldschlacht verlor er sein Leben, und Rudolph's Sohn, Albrecht der Zweite, wurde mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet.

Albrecht war ein ländersüchtiger, kalter und unbarmherziger Herr, dessen äußere Gestalt häßlich erschien wie sein Inneres. In früher Jugend war er vergiftet worden, und die unvernünftigen Aerzte, um ihn vom Tode zu retten, hatten ihn bei den Beinen aufgehängt und ihm die Augen ausgestochen, um durch dasselbe das Gift herauslaufen zu lassen. Er haßte die Schweizer, da sie ihn nicht hatten als Kaiser anerkennen wollen, bevor Adolph von Nassau gestorben war und vermeinte, sich nun an ihnen zu rächen, und ihre Halsstarrigkeit, wie er ihr wackeres Festhalten an Recht und Wahrheit nannte, mit Gewalt zu brechen. Die Schweizer, die Strenge und Unbeugsamkeit des Herrn kennend, sahen sich vor. Die Urcantone, Schwyz, Unterwalden und Uri vereinigten sich in dem gemeinsamen Beschlusse, daß zwar Jedermann dem Kaiser gehorchen und ihm alle Ehre erweisen solle, daß man aber auch die Rechte und Freiheiten wahren müsse mit Gut und Blut, wenn ihnen Gewalt angethan würde.

Das beschworen die Schweizer, und hatten Grund und Ursach dazu. Der Kaiser Albrecht gedachte die drei freien Cantone sich ebenso unterwürfig zu machen, wie die übrige Schweiz. Das ganze Land sollte ein besonderes Herzog-

thum werden, mit welchem er einen Prinzen seines Hauses belehnen wollte.

Die Waldstädte, so wurden die drei freien Cantone geheißen, sandten Boten ab an Kaiser Albrecht mit ihren alten Pergamenten und Freiheitsbriefen, und ließen dem Herrscher entbieten, er möge ihre Rechte bestätigen und ihnen ein gnädiger Herr sein. Der Kaiser wies die Abgesandten mit harten Worten von sich, und suchte bald durch Drohungen, bald durch Bitten und bald durch schnöde Worte die Waldstädte zu bewegen, sich seinen Söhnen zu unterwerfen. Deß hüteten sich aber die Schweizer, beharrten standhaft bei der Behauptung ihrer Gerechtsame und verlangten die Ernennung eines Reichsvogts aus ihrer Mitte zur Handhabung des Blutbanns. Der Kaiser, statt dieses Gesuch zu gewähren, übertrug das wichtige Amt seinen eigenen Vögten, und schickte den Schweizern zwei Edelleute, den Geßler von Bruneck und den Beringer von Landenberg. Diese Männer wurden genau von den Plänen und Absichten des Kaisers unterrichtet, und es ward ihnen befohlen, das Volk durch unmenschliche Härte und Ungerechtigkeit zu offener Empörung zu reizen. Der Aufstand sollte dem Kaiser Gelegenheit geben, mit bewaffneter Hand in die Waldstädte einzudringen, und das freie Volk unter dem Scheine des Rechtes zu unterjochen.

Der Plan war gar fein und sorgsam ausgedacht, aber an Gottes Willen ward er zu Schanden.

Geßler von Bruneck bezog eine starke Burg bei Küßnacht am nördlichen Ende des vierwaldstädter Sees; der Landenberger ein habsburger Schloß bei Sarnen in Unterwalden.

Aber nicht diese Beiden allein drückten das Volk; noch andere Edelleute, Vasallen im Dienste des Hauses Oesterreich, der Burgvogt von Wolfenschießen auf Roßberg, der Burgvogt auf Schwanau, der von Lowerz und noch mehrere kühlten ihr Müthchen an den freien Männern.

Zweites Kapitel.

Der Vogte Uebermuth.

An der Landstraße, die über das Dörflein Steinen von Schwyz nach Zug, Küßnacht und Luzern führt, dicht bei einem murmelnden Bache, dessen hellgrünes Gewässer sich mit dem nahen lowerzer See mischt, lag ein schönes, wohlgebautes und stattlich mit allerlei bunten Schildereien geschmücktes Haus. Hoch und frei ragte sein Giebel in die Lüfte. Ein paar uralte Linden beschatteten es mit ihren Zweigen, und lieblich ertönte das sanfte Rauschen des Windes in ihren Blättern, lieblicher noch der Gesang der munteren Vögel, die auf ihren Aesten umherhüpften. Rechts und links neben dem Eingange lagen ein paar große, glatt gehauene Steine, Ruhesitze für den vorübereilenden Wanderer und für die Bewohner des Hauses, die sich im Freien der köstlichen Aussicht auf den nahen See, der ragenden Berge erfreuen wollten. Rechts über den glatten Wogen des lowerzer Sees streckte der Rigi sein wolkengekröntes Haupt empor; links, weiter in den Hintergrund zurücktretend, starrten gleich erzgepanzerten Riesen die seltsam geformten Felskolosse der Mythensteine über Schwyz in die Höhe.

Ein köstlicher Sommerabend lag über den Fluren. Die Sonne neigte sich zum Untergange und röthete mit ihren letzten Strahlen die durchsichtigen Firnen der Eisgebirge. In den Thälern dampften die Nebel und weiße Wölkchen stiegen von den Matten und den Gewässern auf. Hoch in der Luft kreiste der Aar; der Falk ließ sein gellendes Ge-

schrei erschallen, und die kleinen lebhaften Singvögel flatterten waldeinwärts zu ihren Nestern.

Vor dem Hause auf einem der breiten Steinsitze saßen ein großer, kräftiger Mann, eine sittsame, schöne Frau. Zu ihren Füßen spielten Kinder und erfüllten die Luft mit ihrem fröhlichen Jauchzen, ihrem heiteren Gelächter. Der Mutter Blicke hafteten mit Zärtlichkeit auf den Kleinen; sie freute sich still in der Seele mit ihnen, und ein liebliches Lächeln umschwebte ihren Mund. Der Mann aber schaute ernst und sinnend in die Weite, und düstre Falten furchten seine hohe Stirn.

Ein schwerer Seufzer, der Brust des Mannes entsteigend, berührte das Ohr der Frau, und sie schaute ihren Gatten an. Das liebliche Lächeln schwand von ihren Lippen, mit zärtlicher Theilnahme ergriff sie des Mannes Hand und drückte sie zwischen den ihrigen.

„Mein theuerer Werner," sagte sie herzlich, „warum trauerst du, während wir fröhlich sind? Du hast keinen freundlichen Blick mehr für deine Mechthildis, kein freundliches Wort für deine Kinder. Stumm und düster wandelst du unter uns, und erfüllst auch mein Herz mit banger Sorge und ängstlichen Ahnungen. Was fehlt dir?"

Werner Stauffacher, ein einfacher Landmann, aber aus gutem, altem Geschlechte, war ein gar wackerer und tüchtiger Mann und Gott hatte ihn mit Reichthümern gesegnet. Jahre lang hatte er fröhlich und fleißig an der Seite seiner Gemahlin gelebt und nur vorübergehend war zuweilen sein Herz von Sorge und Kümmerniß bedrückt worden. Jetzt aber ruhte schon seit Wochen eine düstere Wolke auf seiner sonst heiteren Stirn, und dem scharfen Auge der liebenden Gattin war sie nicht verborgen geblieben. Sie forschte nach der Ursache der gestörten Heiterkeit, und ihre Frage konnte den Mann nicht überraschen. Dennoch wendete sich Stauffacher ab von seinem Weibe, und sein schweres Athmen verrieth der besorgten Frau, wie tief und schmerzlich sein

Kummer sein müsse. Sie umschlang ihn mit dem Arme und redete gar herzlich und eindringlich zu ihm.

„Werner," sprach sie, „ich will und muß wissen, was deine starke Seele darnieder beugt. Vertraue mir Alles, was dich bedrängt, und fürchte nicht mir Kummer zu bereiten. Ich bin dein treues Weib! Wem könntest du besser dein Leid klagen als mir? Schütte mir dein Herz aus, ich bitte dich darum."

Den flehenden Worten der geliebten Gattin vermochte Stauffacher nicht lange zu widerstehen und er wendete sich zu ihr.

„Wie magst du noch fragen nach Grund und Ursache meiner schweren Betrübniß, geliebtes Weib," sagte er, „du siehst ja selbst, wie der Landmann in jetzigen schweren Zeiten leiden muß unter der eisernen Hand der Vögte, die unser zürnender Kaiser uns auf den Nacken gesetzt hat. Sie machen uns von Tage zu Tage das Leben saurer und legen uns immer neue, immer drückendere Lasten auf. Sie erschweren Handel und Wandel durch unmäßige Strenge, und bestrafen jedes geringe Versehen mit einer Härte und Grausamkeit, davor sich einem das innerste Herz vor Abscheu und Grauen umwendet. Kaum ist's noch zu ertragen, und wenn's nicht anders wird und besser, so möge Gott uns in seinen heiligen Schutz nehmen! Ich sehe des Uebels kein Ende."

„Wohl hab' ich das schwere Unglück bemerkt," erwiederte Mechthildis, „und längst mich gewundert, daß ihr Männer es so geduldig ertragt. Warum verklagt ihr die Vögte nicht bei ihrem Herrn, dem Kaiser? Er wird und muß Euch Recht schaffen, wenn er ein redlicher Herrscher ist."

„Es ist geschehen," sagte Werner seufzend. „Oefter denn einmal sind unsere Boten in des Kaisers Hoflager gewandert, haben dem Herrn die grausamen Bedrückungen der Vögte vorgestellt, und mit geziemender Demuth um Ab-

hülfe gebeten. Aber der Kaiser hat sie an seine Räthe und Minister geschickt, von denen sie mit leeren Reden und unbestimmten Versprechungen abgespeist wurden. So sehe ich denn nicht Rath und Hülfe mehr, und meines Jammers ist kein Ende."

Seufzend schwieg Herr Stauffacher und neigte sein schweres Haupt auf die Brust herab. Frau Mechthildis aber fragte: „Warum zürnt der Kaiser? Habt Ihr ihm ein Leid zugefügt, oder ihm die nöthige Ehre versagt?"

„Nein, nicht das verhärtet sein Herz wider uns," entgegnete Stauffacher. „Sein Zorn hat einen anderen Grund. Du mußt wissen, daß des Kaisers ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, auf Unkosten des deutschen Reiches seine Erblande zu vermehren. So will er uns Waldstädte dazu zwingen, uns vom Reiche loszusagen, und zu Oesterreich zu schwören. Wir aber halten am Reiche und an unserer alten Freiheit. Auf immer würde sie dahin sein, wenn wir Oesterreich huldigten; wir, unsere Kinder und Kindeskinder würden Sclaven sein, statt freier Männer, und müßten uns beugen in den Staub, statt daß wir jetzt unser Haupt aufrecht tragen, trotz Kaiser und Vogt. Daher des Herrschers Zorn, daher der Uebermuth und der schmutzige Geiz seiner Vögte, daher die schnöde Behandlung. Gott mög' es bessern!"

Ehe Frau Mechthildis antworten konnte, erhoben die spielenden Kinder ein groß Geschrei und deuteten auf einen Waldsaum, aus dessen Schatten eine reisige Schaar hervorgeritten kam. Ein stattlicher Ritter im blitzenden Harnisch stolzirte an der Spitze des Zuges. Bunte Federn weheten auf seinem Helme; ein langes und breites Schwert klirrte an seiner Hüfte, und eine Schärpe in den österreichischen Farben fiel in breiten Falten von seiner Schulter herab. Herr Werner Stauffacher erblickte kaum die reisige Schaar, als er erschrocken aufsprang und den Kindern befahl, in das Haus zu gehen. Seiner Gattin aber bedeutete er, es sei

der gestrenge Landvogt von Küßnacht, Geßler von Bruneck, der da käme.

„Warum schickst du die Kinder fort?“ fragte Frau Mechthildis.

„Du kennst den Wüthrich nicht, gutes Weib,“ erwiederte er. „Der Landvogt sucht nach Zank und Streit, und wenn ich durch das unschuldigste Wort ihm Gelegenheit gäbe, mir Gewalt zu thun, so mögte er auch der Kinder nicht schonen. Doch still, er naht.“

Seufzend trat Frau Mechthildis zurück, während Geßler näher und näher kam. Sein finsteres Auge blickte stolz und unmuthig, und mit einem tückischen Lächeln betrachtete er Herrn Werner's stattliches Haus von oben bis unten. Als er dicht dabei war, hielt er seinen schnaubenden Hengst an, strich mit der beerzten Rechten seinen dichten wallenden Bart, und grüßte mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken Herrn Werner Stauffacher, der unbedeckten Hauptes in ehrerbietiger Stellung vor ihm stand.

Lange weilte sein boshaftes, stechendes Auge auf dem wackern Landmanne, und böse Gedanken brüteten in seinem Haupte. Werner Stauffacher achtete jedoch dessen nicht, und hieß den Landvogt willkommen.

„Ist's Euch genehm, gestrenger Herr,“ sagte er, „eine Erfrischung zu genießen, so gönnt mir armen Manne die Ehre und tretet bei mir ein.

Geßler von Bruneck antwortete nicht, aber noch stechender als vorher maß er den Landmann mit den Augen, und warf dann wieder seine Blicke auf das stattliche Gebäude, so am Wege stand. Endlich lächelte er und fragte tückisch: „Sagt an, Stauffacher, weß ist das Haus hier?“

Stauffacher vermuthete nichts Gutes bei dieser Frage, gedachte aber, schnell besonnen, des Bösen List zu Schanden zu machen. So antwortete er denn, anstatt rundweg zu sagen, mein ist das Haus: „das Haus ist meines Herrn, des Königs, und Euer, Herr Burgvogt, und mein Lehen.“

Eine dunkle Zornröthe färbte bei diesen besonnenen und klugen Worten des Landvogts Gesicht, und weil er dem Stauffacher nichts Böses anhaben konnte, so suchte er ihn durch Stolz und Hochmuth zu kränken.

„Ich will nicht," sagte er herrisch und trutziglich, „daß Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, und will auch nicht, daß Ihr also frei hinlebt, als ob Ihr selbst Herren wäret im Lande. Ich werde mich unterstehen, Euch das zu wehren; und hiermit reite ich vorwärts."

Und nach diesen übermüthigen Worten stieß er seinem Rosse die Sporen in die Seite, das es hoch aufbäumte und den Werner Stauffacher fast mit seinen beerzten Hufen verletzt hätte. Ohne Gruß und Abschiedswort ritt er von dannen, und wehrte seinen Reisigen nicht, die den betroffenen und erschreckten Landmann mit schnöden Spottreden und spöttischem Gelächter verhöhnten.

Werner Stauffacher achtete des rohen Volkes nicht, sein Herz war tief betrübt. Mit traurigen Blicken sah er den vorwärts eilenden Reisigen nach, so lange er sie sehen konnte, und wendete sich dann zu seiner Gattin, die mit empörtem Herzen des Vogtes Uebermuth vernommen hatte.

„Da hast du selbst gehört, liebes Weib," sagte er, „wie man mit uns freien Männern verfährt und umgeht."

„Ja, ich habe," erwiederte Frau Mechthildis, „und das Herz im Leibe hat sich in mir umgewendet darob. Du wirst nicht länger den Uebermuth der Vögte dulden, Werner. Längst weiß ich, daß dir der Vogt grollt, und daß er einen grimmigen Haß auf dich geworfen hat; aber ich schwieg, da ich dachte, du selbst würdest mir dein Herz eröffnen. Sieh', der Geßler möchte dich gar gern verderben, da du ihm das größte Hinderniß bist, daß die Schwyzer sich Oesterreich unterwerfen. Er weiß, daß die Männer ringsumher auf deine Worte achten und deinem Beispiele folgen. Wenn du das Reich verließest, so würden sie's alle verlassen; aber du beharrst beim Alten, wie alle unsere ehrwürdigen Väter

gethan. Doch nicht darum allein bist du dem Geßler ein Dorn im Auge; nein, er beneidet dich auch, weil du auf deinem freien Gute als ein freier und glücklicher Mann wohnst, weil große Ländereien dein eigen sind, weil du keinen anderen Herrn über dir erkennst, als Gott und das Oberhaupt des Reiches. Sieh', der Geßler ist ein armer Mann. Nichts nennt er sein, als den Flitter, der an seinem Leibe funkelt. Er muß von der Gnade Albrecht's leben, und betrachtet deßhalb jedes braven Mannes Glück mit Augen voll Mißgunst und Neid. Du bist, den er am meisten haßt, dich wird er am ersten in's Verderben zu reißen suchen. Willst du ruhig und geduldig warten, bis ihm seine Tücke gelungen ist? Hüte dich, Werner, und habe die Augen offen."

„Aber was soll ich thun?" fragte Werner, der nur zu wohl einsah, wie sehr seine Gattin recht hatte. „Wie kann ich Einzelner dem mächtigen Vogte widerstreben?"

Frau Mechthildis schlang ihre Arme um den Hals ihres Gatten, drückte ihn fest an sich und sagte voll Eifers: „Werner, du selbst hast mir ausführlich erzählt, daß die Männer alle von Schwyz über den Uebermuth der Vögte klagen. Sieh' hin nach Uri und Unterwalden. Dort ist's nicht besser, und eher schlimmer, als bei uns. Meinst du nicht, daß es nur wenig Mühe kosten wird, die besten Männer zu versammeln, damit sie ernstlich überlegen, auf welche Weise man am leichtesten das Joch brechen könnte, so der Kaiser uns auferlegt hat? Hast du nicht in Uri und Unterwalden manchen braven Freund, der auf deine Worte hören wird? Geh' hin zu ihnen, öffne ihnen dein Herz, sage ihnen aufrichtig und ohne Hehl, wie man bei uns gesinnt ist, entflamme ihren Muth, und, wenn gute Reden nicht helfen und Euere Bitten und Vorstellungen verlacht werden, so gebt den Worten Nachdruck mit den Waffen in der Hand. Geh', Werner! Ertrage nicht länger, was dein Herz mit so großen und schweren Sorgen erfüllt, und mache

der Qual ein Ende, unter deren Last wir alle noch erliegen müssen."

Werner Stauffacher horchte hoch auf. Was er selbst schon längst gedacht, geprüft und ängstlich erwogen hatte, das sprach seine hochherzige Frau kühn und muthig jetzt aus. Seine Gestalt hob sich höher, er richtete das sorgenbeschwerte Haupt auf, und in einem feurigen Blicke begegneten die Augen des wackern Mannes die der Frau mit der erhabenen Seele. Eine kühne Antwort schwebte auf Herrn Stauffacher's halb geöffneten Lippen, aber er drängte sie mit kräftigem Willen zurück. Wieder neigte er sein Haupt auf die Brust und sprach langsam und bedächtig:

„Mechthildes, du sprachst ein schweres, gewichtiges Wort aus, wie es den Frauen kaum anstehen mag. Und bedenke wohl, das eben, was du mir anräthst, wollen die Vögte. Sie wollen, daß wir die Glocke der Empörung läuten, um ungehindert die wilden Schaaren ihrer rohen Krieger auf unser armes Land loslassen zu können. Der Krieg ist ein gar furchtbar wildes Schreckniß, und wehe dem Lande, wo in den Thälern die Zwietracht wohnt und der Klang der Waffen erdröhnet. Und was sollen, was können wir arme Hirten gegen die Reisigen des Kaisers beginnen? Das sage mir?"

„Seid Ihr nicht Männer, starke, kühne, tapfre Männer? Wißt Ihr nicht die Art zu führen, nicht die Armbrust, den Bogen zu spannen? Des Kaisers Miethlinge werden vor Euern Hieben zerstäuben wie Spreu; denn Ihr kämpft für Freiheit, für das Vaterland, für Euere Kinder, Euere Frauen! Jene schwingen ihre Schwerter nur um elenden Soldes willen, und das Leben ist ihnen lieber, als der bittere Tod von Euerer Hand. Geh' hin und sprich mit deinen Freunden! Ertragt nicht länger das schmachvolle Joch der Vögte! Jagt sie hinaus aus dem Lande, und schützt mit Eueren Leibern das unveräußerliche Gut der Freiheit! Wenn Euere Stärke, Euer Muth nicht ausreicht, Werner—wahr-

lich, so werden selbst die Frauen zu den Waffen greifen und mit Euch den Sieg erkämpfen oder mit Euch sterben. Lieber Tod, als Knechtschaft!"

Als Herr Werner diese muthigen Worte seiner Mechthildis vernahm, flammte sein Auge, und mit großen Schritten ging er unter den Lindenbäumen auf und ab.

Die Nacht war eingebrochen, und obwohl des Mondes volle Scheibe vom Himmel herableuchtete, vermochte Frau Mechthildis doch nicht den Kampf der Seele auf dem Antlitze ihres Gatten zu lesen. Aengstlich harrte sie seiner Entscheidung, denn sie fühlte tief die Schmach, so auf ihrem Heimathlande ruhete, und gleich einer Römerin zog sie den ehrenvollen Tod der entehrenden Schande vor.

Nicht lange brauchte sie zu harren. Herrn Werner's Schwanken wich einem festen Entschlusse, und mit erhobenem Haupte trat er zu seiner Gattin.

„Mechthildis," sprach er, „du hast die innersten Gedanken meiner Seele ausgesprochen, und nicht länger will ich zögern, zu thun, was recht ist. Morgigen Tages gehe ich hinüber nach Uri. Dort wohnen mir zwei edle Freunde, Herr Walther Fürst und der Bannenherr, der auf Attinghausen sitzt. Ist er auch ein Edelmann, er meint es doch wohl mit dem Lande und liebt das Volk. Mit diesen beiden will ich berathen, auf welche Weise der Druck der Fremdlinge abgeworfen werden kann. Mag dann geschehen, was Gott uns eingiebt."

Schweigend umarmte Frau Mechthildis ihren Gatten, und begab sich, voll hohen und edlen Vertrauens, mit ihm in das Haus. Es war ihr zu Muthe, als habe sie ein gutes Wort zu rechter Zeit gesprochen, und als könne nichts als Gutes, Frommes und Heilsames daraus erwachsen.

Am andern Morgen dämmerte kaum das Licht der Sonne, da nahm Herr Werner Stauffacher Abschied von seinem edlen Weibe und seinen Kindern und wanderte rüstigen Schrittes fürbaß über Berg und Thal, dem Flecken Altdorf

im Canton Uri zu. Dort wohnte Walther Fürst ein alter, aber mit jugendlicher Liebe sein Vaterland umfassender Mann. Unterwegs traf er mit einem Jäger zusammen, der, die Armbrust zur Hand, gleichen Wegs mit ihm wanderte. Der Jäger hieß Wilhelm Tell aus Bürglen und war der Schwiegersohn des alten Herrn Walther Fürst. Der Tell war als der beste Schütze, der kühnste Schiffer weit und breit bekannt, und Herr Werner Stauffacher lebte in Freundschaft mit ihm.

„Wohin des Weges, Tell?" fragte er, als er ihn jenseits des Fleckens Schwyz einholte.

„Nach Altorf zum Schwiegervater!" entgegnete Tell.

„Nun denn, so haben wir ein Ziel, und können zusammen gehen, wenn es Euch so recht ist."

Der Tell war es wohl zufrieden, und nachdem sich die beiden braven Männer treuherzig die Hände geschüttelt, setzten sie selbander ihre Wanderung fort.

„Wie kommt Ihr hierher nach Schwyz?" fragte Stauffacher. „Von Bürglen aus habt Ihr ja näher nach Altdorf, als von hier. Warum macht Ihr solch' einen großen Umweg?"

„Ich wär in Stanz gewesen, um ein paar Gemsen, die ich erlegt hatte, zu verkaufen," erwiederte Tell. „Als ich heimwärts ging und am Ufer des Sees, da wo es Schwyz gegenüber liegt, langsam hinschlenderte, bemerkte ich von Weitem einige Fischer und Hirten, in deren Mitte ein Mann lebhaft sprach und bald rückwärts bald auf den See hinausdeutete. Der Mann schien um Etwas zu bitten, wie ich aus seinen gerungenen Händen abnahm, und da wurde denn meine Neugierde rege, und ich schritt schnell auf die Leute zu. Die meisten waren mir wohl bekannt, den aber, um deßwillen ich herzu kam, hatte ich noch niemals gesehen. Doch schien er mir ein wackerer Mann und ich fragte nach seinem Begehr. „Ei," sagte Ruodi, ein Fischer, „er verlangt über den See gesetzt zu werden, und bittet mich, ihn in

meinem Kahn hinüber zu führen."—„Und warum thuſt du ihm den Willen nicht?" fragte ich.—Der Fiſcher ſchaute mich groß an und wies auf den See hinaus ſtatt aller Antwort. Die Waſſer brausten und rauſchten. Ein Sturmwind hatte ſich gewaltig aufgemacht und regte die Tiefen des Sees auf. Die Fahrt ſchien gefährlich, und ohne beſondere dringende Urſach würd' es thöricht geweſen ſein, ſie zu wagen. So wandte ich mich an den Fremden und fragte ihn, weßhalb er ſo dringend die Ueberfahrt verlange. Da vernahm ich eine ſchreckliche Geſchichte und ſah wohl ein, daß dem Manne geholfen werden müſſe. „Führ' ihn hinüber," ſprach ich zu Ruodi. Der Fiſcher weigerte ſich, und berief ſich auf mich ſelbſt. „Ich thu's nicht!" ſagte er. „Aber du biſt ja ſelbſt als der beſte Fährmann bekannt, Tell, ſo thu' du es."

„Folgt mir!" ſagte ich zu dem Fremden und ſprang in den Kahn. Er folgte und ich ſtieß ab. Alsbald faßten uns die Wellen, und ich mußte alle Kraft meines Arms aufbieten, um dem Wogendrang und Sturmeswehen zu begegnen. Gott ſtand mir bei. Ich brachte den Mann nach Schwyz und er iſt geborgen."

„Und wer war der Mann, den ihr rettetet, Tell?" fragte Werner Stauffacher.

„Konrad Baumgarten nannte er ſich, aus Alzellen," erwiederte Tell. „Die Reiter des kaiſerlichen Vogts Beringer von Landenberg verfolgten ihn um einer ſchweren That willen, die der Mann vollführt hatte. Der Ritter von Wolfenſchießen, der auf dem Roßberg ſaß, iſt von ihm erſchlagen worden mit der Axt."

„Um Gotteswillen," rief Werner Stauffacher entſetzt, „welcher böſe Geiſt hat ihn zu ſolchem Morde getrieben."

„Nennt es nicht Mord," ſagte Tell ruhig. „Der Mann hat nur das Recht gethan. Er hat ſeine Ehre gegen einen Wütherich vertheidigt. Hört. Geſtern Morgen, der Baumgarten iſt gerade in den Wald hinausgegangen, um Holz

zu fällen, reitet der Wolfenschießen über Land und hält bei Baumgarten's Hause an, um einen Trunk zu begehren. Die Gattin Baumgarten's empfängt ihn gastlich, reicht ihm Wein und labt den Dürstenden. Der, anstatt weiter zu reiten, fühlt ein böses Gelüst, und befiehlt herrisch der Frau, sie solle ihm in ihrem Hause ein Bad bereiten. Die Frau, der Vögte Uebermuth gewöhnt, weigert sich dessen nicht und bereitet das Bad. Nun aber verlangt der Wolfenschießen Ungebührliches von ihr und nur durch eine kluge List vermag sie ihm zu entrinnen. Sie stürzt fort, dem Walde zu, um ihres Mannes Hülfe herbei zu rufen. Der Mann begegnet ihr, vernimmt ihre Klagen, und das heiße Blut wallt ihm zu Kopfe. Außer sich vor Zorn stürmt er in sein Haus, wechselt heftige Worte mit dem Beleidiger und erschlägt ihn endlich mit der Axt. Die That wird sogleich ruchbar. Baumgarten flieht, da er die blutige Rache Landenberger's fürchten muß, und gelangt an den See, während die Verfolger dicht an seiner Verse sind. Da traf ich ihn, und es war hohe Zeit, daß ich kam; denn kaum hatte ich den Kahn einhundert Ellen weit in den See hineingezwängt, da trabten des Landenberger's Reiter herbei, um den Flüchtigen zu fahen. Der war gerettet; aber die wilden Flüche und Drohungen der Reiter schallten ihm nach."

„Tell! rief Stauffacher, „Tell, Gott segne Euch um der guten That willen, die ihr zur rechten Zeit ausführtet. Wahrlich, es ist kaum noch zu ertragen, was man uns aufbürdet, und die Stunde, mein' ich, ist endlich gekommen, das drückende Joch abzuwerfen."

Tell erwiederte nichts auf diese Rede, und schritt schweigsam neben Herrn Stauffacher hin. Bald sahen sie die Dächer von Altdorf aus den Bäumen hervorschimmern und erreichten endlich das gastliche Haus Herrn Walther Fürst's. Mit treu schweizerischer Herzlichkeit wurden sie empfangen und waren bald in sehr ernste und hochwichtige Gespräche vertieft.

„Herr Walther Fürst," sagte Stauffacher, ein bitterer Anblick ist mir auf dem Wege zu Euch geworden. Wie mögt Ihr nur leiden, daß hart an Euerm Flecken eine mächtige starke Burg erbauet wird, mit deren Hülfe die kaiserlichen Vögte unsern Nacken noch tiefer als zuvor beugen werden. Zwing-Uri soll die Veste genannt werden, wie ich höre."

„So ist es," erwiederte ernst Walther Fürst, „und wohl kann die Burg zum Joche werden, die unser Haupt in den Staub darnieder beugt. Wenn Ihr gesehen habt, wie gewaltig und fest, wie für alle Zeiten unzerstörbar die Mauern aufgeführt werden, die Thürme sich erheben, so werdet Ihr, wie ich, mit trübem Auge in die Zukunft blicken. Es wird uns wahrlich zuletzt nichts übrig bleiben, als dem Kaiser den Willen zu thun, und zu Oesterreich zu schwören. Auf andere Weise werden wir nicht zur Ruhe gelangen."

Traurig schüttelte Herr Stauffacher sein Haupt. Tell aber sagte mit einem sorglosen Lächeln: „Laßt sie bauen und Steine auf Steine thürmen! Wir werden uns doch nicht vor einem elenden Mauerwerk in Furcht und Schrecken jagen lassen? Was des Menschen Hände bauten, können des Menschen Hände auch wieder zertrümmern. Harren wir ruhig und still, beugen wir uns für kurze Zeit noch. Wenn der Kaiser Albrecht sieht, daß ihm alle seine Tyrannei nichts nützt, so wird es doch anders werden. Nur Ruhe und Geduld."

„Nicht deßhalb kam ich her," sagte Stauffacher, „um so friedliche Worte von Euch zu vernehmen. Mir kocht das Herz im Leibe über die Unbill, so uns zugefügt ist, und mit Euch zu berathen, wie die Last abzuwerfen sei, verließ ich mein Haus. Schweres ist geschehen, und wenn wir noch länger geduldig harren, wird noch Schwereres folgen. Hört, was im Lande Unterwalden ob dem Kernwald sich zugetragen hat. Dort wohnt ein frommer Landmann, Heinrich von Melchthal mit Namen, seßhaft im Thal, ein weiser, verständiger, ehrbarer und wohlhabender Mann. Er ist wohl

geachtet unter seinen Landsleuten und man hört auf seine Stimme im Rath. Auf sein fleißiges Zureden ist es gekommen, daß die Unterwaldner auch immer treu am Reich halten und sich nicht von ihm und ihren alten, wohl verbrieften Freiheiten trennen wollen. Um dieser Ursach willen ist ihm der Beringer von Landenberg, der kaiserliche Vogt über ganz Unterwalden, heftig feind, und suchte lange nach einem guten Anlaß, den Heinrich von Melchthal recht bitterlich zu kränken. Der kümmerte sich nicht weiter darum, sondern lebte schlicht und recht, wie seine Altvordern. Nun hat er aber einen wackern Jüngling zum Sohne, Arnold geheißen. Dieser ließ sich einen geringen Fehler zu Schulden kommen, und der Vogt nahm das unbedeutende Versehen zum Vorwande, an dem alten Melchthal sein böses Gelüste zu büßen. Er schickte seine Knechte aus, und befahl ihnen, sie sollten dem Manne zur Strafe das beste Joch Ochsen wegtreiben. Wenn aber der alte Heinrich darwieder sprechen und sich weigern sollte, die Ochsen herzugeben, so sollten sie sagen, „„es wäre des Landvogts Meinung, wenn der Bauer Brod essen wollte, so möge er selber am Pfluge ziehen.““

„Die Diener des Landvogts kommen an, und finden Arnold von Melchthal auf dem Felde, wie er mit seinen Ochsen die Aecker umpflügt. Sie spannten ihm die schönen Thiere aus, und als der Arnold die Gewaltthat hindern will, so bringen sie des Landvogts freche Rede an, und höhnen den Jüngling mit übergroßer Ungebühr. Da übermannt diesen der gerechte Zorn; er greift nach seinem Stecken und schlägt einen der Diener so stark auf die Hand, daß ihm ein Finger zerbricht. Des Vogtes Rache fürchtend, entweicht er, und soll hierher in Uri geflüchtet sein. Der Diener aber geht zum Landenberger, klagt ihm sein Leid, und der Landenberger wird ganz wie unsinnig. Er läßt den alten Heinrich von Melchthal, der doch an der That seines Sohnes so unschuldig ist, wie ein Lamm, von seinen Knechten greifen,

auf sein Schloß Sarnen schleppen, und fragte ihn, wo sein Sohn sei. Der alte Melchthal weiß es selber nicht, und kann also auch keine Kunde geben, selbst wenn er gewollt hätte. Da läßt der Landenberger seine Folterknechte kommen, läßt den schuldlosen Mann mit Stricken knebeln, läßt ihn zu Boden werfen, ruft: „„Ist mir der Sohn entgangen, so hab' ich dich!"" und läßt dem armen Greise mit spitzigen Messern die Augen ausstechen!"

„O Gott! o Gott!" rief Walther Fürst bei dieser traurigen Kunde, und erhob verzweifelnd die Hände gen Himmel. Wilhelm Tell aber wandte sich ab, und sagte nichts. Er dachte desto mehr.

Und als die drei noch wortlos bei einander sitzen, geht plötzlich die Thür eines Nebenzimmers auf, und bleich, das Gesicht von Thränen überströmt, mit gerungenen Händen, stürzt ein Jüngling hervor und fragte Stauffacher heftig: „Ist es wahr, was Ihr erzähltet? Hat der Wütherich wirklich dem alten Manne die Augen ausgebohrt? Ist's wahr? Ist's wirklich wahr?"

„Es ist," erwiederte Stauffacher betroffen; „aber wie kommt es, daß Ihr so großen Antheil daran nehmt?"

Der fremde Jüngling antwortete nicht, sondern warf sich verzweifelnd auf die Erde und verbarg sein Gesicht in den Händen. Walther Fürst aber sagte: „Der Jüngling ist Arnold, der unglückliche Sohn des gemarteten Vaters."

Da schauten alle bestürzt, und ihre Herzen zitterten im Mitgefühle. Arnold von Melchthal aber richtete sich langsam wieder auf, und die Freunde erschracken, als sie sein entstelltes Antlitz erblickten.

„Was schaut Ihr mich so traurig und mitleidsvoll an?" fragte der Jüngling nach einer langen ängstlichen Stille mit leiser zitternder Stimme. „Mich braucht Ihr nicht zu beklagen, aber ihn, den armen alten, schuldlosen Mann, den beweint, wie ich ihn beweine mit blutigen Thränen. Doch

still davon, sagt, Herr, was geschah weiter mit meinem Vater?"

Stauffacher warf einen beherzten Blick auf den Jüngling und schwieg. Arnold jedoch drang fast mit Gewalt in ihn, alles Uebrige zu erzählen, und vernahm dann, daß der Landvogt dem blinden Greise Alles, Alles geraubt habe, daß er ihn hinausgestoßen habe in das Elend, und ihm nichts gelassen, als einen Stecken, auf den gestützt der augenlose Mann von Thür zu Thür gehe, um seine Landsleute um ein Stücklein Brod anzuflehen, seinen Hunger zu stillen.

Schwer athmend vernahm der Jüngling diese traurige Kunde und sein ganzer Körper bebte unter dem Gewichte derselben. Bald aber brach er los und rief heftig: „Also nichts hat er ihm gelassen, als einen Stecken, nachdem er ihm auch das Beste, die süßeste Himmelsgabe, das allgemeine Gut des Aermsten, das Licht der Sonne, bübisch gestohlen hat! Nun rede mir Niemand mehr von Bleiben und Verbergen! Niemand mehr von Vorsicht und Sorge um die eigene Sicherheit. An nichts will ich denken als an Vergeltung, über nichts nachsinnen, als über die schreckliche Rache. Hin will ich zum Landvogt, hin auf sein festes Schloß, Rechenschaft will ich fordern, und so wahr der Herr im Himmel lebt, ich will ihn erschlagen mitten unter seinen Reisigen. Mögen sie mich wieder tödten! Es liegt mir nichts am Leben, wenn ich nur meine Rache in seinem Blute kühlen kann."

Er wollte fortstürzen, und nur mit Mühe gelang es Walther Fürst, den Rasenden zu halten. „Bleibt!" sagte er zu ihm. „Vergebens wird Euer Vorhaben sein. Der Tyrann sitzt sicher auf seiner festen Burg, und wird eures Zornes nur spotten. Er wird Euch greifen lassen, sobald er Euch erblickt, und der Lohn Eures unbesonnenen Muthes wird ein tiefer, unzerbrechlicher Kerker sein."

Stauffacher vereinigte seine Vorstellungen mit denen des ehrwürdigen Walther Fürst, und es gelang ihrem besonnenen

Zureden, den empörten, mit Recht nach Rache dürstenden Jüngling zu besänftigen.

„Das Schlimmste ist geschehen," sagte hierauf Werner Stauffacher. „Wenn nicht einmal mehr der Stern des Auges in seiner Höhle sicher ist, dann ist das Schrecklichste nicht schrecklich genug, man wird es uns anthun. Wir sind starke Männer, und wie wir, so denken alle unsere Landsleute. Laßt uns die Armbrust spannen und nach den Streitärten greifen. Es ist Zeit, uns selbst zu helfen, da der Kaiser uns nicht helfen und beschützen will!"

„Wenn das ganze Land wie wir denkt," sprach Walther Fürst, „so läßt sich etwas wagen. Wer aber bürgt uns für die Gesinnung des Volkes?"

„Für Schwyz stehe ich!" rief Werner Stauffacher. „Alle meine Landsleute denken mir gleich, und sie werden nicht feig zurückstehen, wenn Uri und Unterwalden zum Racheschwert greifen. Sagt, Melchthal, was wißt ihr von der Meinung der Unterwaldner?"

„Blut und Leben für Freiheit und Recht ist ihr Wahlspruch!" entgegnete Melchthal. „Auf sie könnt Ihr bauen, wie auf die Felsen unserer Alpen."

„Und Uri?" fragte Stauffacher den alten Fürst.

„Das Volk in Uri ist nicht weniger bedrängt und gebeugt, als die übrigen Landesgenossen," entgegnete der wackere Greis, „und ich denke, wir können auf die Männer und Jünglinge zählen. Doch wäre es gut, wir horchten und lauschten erst genau auf des gemeinen Mannes Worte und suchten seine wahre Meinung und Gesinnung zu erforschen, bevor wir uns in einen Kampf mit dem mächtigen Kaiser einlassen. Was sagt Ihr dazu, Tell?"

„Herzlieber Schwiegervater," erwiederte der Jägersmann, „laßt mich aus dem Spiele, wenn es sich um Rath und Ueberlegung handelt. Dazu bin ich nicht geschaffen. Wenn Ihr aber meines Armes und meiner schwachen Kraft bedürft,

so ruft. Jetzt aber will ich nach Haus wandern und sehen, was Frau und Kinder treiben."

„Tell, Ihr werdet doch die gute Sache nicht verlassen, wie Ihr uns verlassen wollt?" fragte vorwurfsvoll Stauffacher.

Tell lächelte und reichte dem Freunde die Hand. „Herr Werner Stauffacher," sagte er freundlich, „ich sollte meinen, Ihr müßtet den Tell besser kennen. Wenn ein verirrtes Lamm in den Abgrund stürzt, so besinne ich mich nicht lange, sondern hole es herauf selbst mit Gefahr des eigenen Lebens. Ich werde also doch nicht zurückstehen, wenn es gilt, mein schönes herrliches Vaterland, meine guten Landsleute von unerträglichem Drucke zu erlösen? Nein, nein, Herr Stauffacher! Zählt auf mich, wenn die Feuer auf den Bergen flammen und das Volk zur Freiheit ruft; aber aus Eurem Rath, da laßt mich weg."

Kräftig schüttelte er Allen die Hand und schritt davon. Die Zurückgebliebenen aber erwogen weiter, was zu thun und zu beginnen sei.

„Freund," begann Walther Fürst, „es sei denn also beschlossen, daß wir uns mit Gewalt unserer Dränger entledigen, da wir es in Güte und Nachgeben nicht erlangen können. Der Kaiser ist unser höchster Richter und unterdrückt uns ungerecht. Wer soll uns nun helfen, wenn nicht Gott und unsere eigenen Arme? Erforscht Ihr, Stauffacher, die Männer von Schwyz; ich will die Urner zu Freunden der guten Sache werben, und Ihr, Arnold, mögt zu gleichem Zwecke nach Unterwalden gehen. Doch halt! Ihr würdet nicht sicher sein dort, wir müssen einen andern senden."

„Fürchtet nichts für mich, Herr Walther Fürst," sagte Arnold von Melchthal rasch. „Ich kenne im Gebirge jeden Pfad, jeden Fußsteig, und auch an Freunden fehlt es mir nicht, die mich vor den Augen des Tyrannen bergen werden."

„Wohlan denn, so geht mit Gott," sagte Walther Fürst nachgebend. „Aber wo werden wir uns wieder treffen?"

„In Brunnen am See, oder in Stanz, oder sonst in einem Flecken, der uns Allen nahe genug liegt," sprach Werner Stauffacher.

„Nein, das wird nicht gehen," erwiederte Walther Fürst mit Bedacht. „Wir müssen im Verborgenen wirken, denn das Auge der Tyrannei sieht gar scharf. Aber wie wär's wenn wir auf dem Rütli zusammen träfen? Uns Urner und Euch Schwyzer bringt ein Nachen mit leichter Mühe dahin, und die von Unterwalden steigen zu Lande von den Felsen, welche die stille, verborgene Matte auf Einer Seite begrenzen, hernieder. Dort können wir zur Nachtzeit zusammen kommen, und Niemand wird uns weder sehen noch verrathen. Wählt Euch Jeder zehn treue Männer aus Eurer Mitte, und in der Nacht, Mittwochs vor Martini, begebt Euch hin zum Rütli zu gemeinsamer Besprechung und Berathung."

„Wohlan, so mag es geschehen," stimmten Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher bei, und alle drei Männer reichten sich die Hände, und gelobten einander, zusammen zu stehen zu Schutz und Trutz auf Tod und Leben. Darauf trennten sie sich, und gingen in der Nacht der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Werner Stauffacher kehrte heim zu seinem treuen Weibe, und erzählte Selbigem, was beschlossen sei. Deß freute sich die tapfere Frau, und erwartete mit fröhlicher Hoffnung das Gelingen des guten Werkes.

Drittes Kapitel.

Des Gessler's List.

Eine kurze Strecke Weges nur von Küßnacht, am Vierwaldstädtersee, liegen auf einem mäßigen Hügel, von Bäumen und niedrigem Gesträuch umwachsen, die Trümmer einer vormals starken und festen Burg. Sie wird noch heutigen Tages von den Landsleuten jener Gegend des Geßler's Schloß geheißen. Ein alter, wetterzerfressener Thurm, ein paar halb eingesunkene Mauern, das ist Alles, was von der vormaligen Herrlichkeit des Schlosses übrig geblieben ist. Aber zur Zeit, als Geßler schaltete und waltete im Schwyzerland, als das Volk sich vor ihm beugen mußte, und mit sträflichem Uebermuthe von ihm behandelt wurde, da erhob sich die Veste kühn und gewaltig mit Thürmen und Zinnen, und weit hinaus in die Lande leuchtete sie, dem Volke ein Schrecken, und weit hinaus in den See, dem Schiffer ein Abscheu.

Und an einem köstlichen Abende saßen im Gelagegaden des kaiserlichen Vogts mehrere Ritter und Herren beisammen, und tranken goldhell funkelnden Wein aus mächtig großen, silbernen Pokalen, und plauderten von Diesem und Jenem, wie es ihnen gerade durch den Sinn flog. Meist aber sprachen sie von der Schwyzer, Urner und Unterwaldner Hartnäckigkeit und Zähigkeit, und beluden das Volk mit gotteslästerlichen Flüchen, da es nicht von seiner Freiheit lassen und nicht zu dem Hause Oesterreich schwören wolle.

„Noch nicht genug, noch lange nicht genug ist das Bauernpack geschunden und geplagt!“ rief Geßler vor Bruneck

mit rauher Stimme. „Ich bin ihnen noch ein viel zu gütiger Herr gewesen und habe sie nur mit Peitschen und Geißeln gezüchtigt. In Zukunft will ich mit Skorpionen züchtigen."

„Nicht doch, nicht doch, mein edler Herr," sprach Rudolph der Harras, ein viel gemäßigterer Rittersmann. „Ihr möget den Unschuldigen mit den Schuldigen treffen und Euch so selber den bittersten Schaden zufügen. Prüft die Herzen und straft die Schuldigen, die aber, so es mit uns und Oesterreich halten, überschüttet mit Gunstbezeugungen und Belohnungen. Das wird die Uebrigen reizen, zu folgen, und mit Sanftmuth kommt Ihr auf alle Fälle weiter, als mit Härte."

Beringer von Landenberg lachte laut und höhnisch auf. „Meint Ihr," fragte er spöttisch den Harras, „meint Ihr, Ihr könntet den wilden Stier mit einem Fliegenwedel bändigen? oder des Löwen Muth mit Zuckerbrod mäßigen? Wie wenig kennt Ihr doch der Schweizer unbändigen Sinn. Unsere Gunstbezeugungen würden sie mit Verachtung zurückweisen, unsere Belohnungen uns vor die ritterlichen Füße werfen. Vergebens sucht Ihr nach einem Anhänger Oesterreich's im Volke. Wie Kletten hängt der Pöbel an seinen Rechten und Freiheiten, und eine ärgerliche Täuschung wäre es, Gutes für uns von ihnen zu hoffen und zu erwarten. Nein, mit Gewalt müssen sie gebeugt werden! Das ist mein Grundsatz, ich befolge ihn und befinde mich wohl dabei."

Rudolph der Harras warf einen Blick der Verachtung auf den barschen und herzlosen Landenberger, Geßler aber nahm das Wort und sagte: „Ihr treibt es wieder zu weit, Beringer, und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. Keulenschläge sind nicht so schmerzhaft als Nadelstiche, und Ihr reizt das Volk nur zur Wuth, während ich es zur Verzweiflung treibe. Hört, was ich mir ausgedacht habe. Im Lande Uri, da erhebt der Bauer noch am trotzigsten sein

Haupt, da blickt er noch am keckſten umher, und trägt frei und offen Wehr und Waffen am Leibe, wie der Edelmann. Seht, die Männer von Uri will ich nun lehren, den Nacken zu beugen, den ſie ſo ſtark aufrecht tragen. Ich will zu Altdorf, am Platze bei den Linden, woſelbſt Alle im Orte vorübergehen müſſen, eine Stange aufrichten und einen Hut oben darauf ſetzen, und männiglich gebieten bei Verlierung alles Hab und Gutes und bei ſchwerer Leibesſtrafe, daß Jeder, der vorbei geht, dem Hute Ehre und Reverenz beweiſe mit Neigung des Hauptes und Lüftung des Baretts, als ob der leere Hut der König ſelber wäre. Und bei der Stange will ich Wächter hinſetzen und Hüter, die ſollen ſcharf aufpaſſen und Acht geben, ob Einer iſt, der dem Gebote nicht Folge leiſtet. Denn ſeht, Freunde, ich denke, Solches wird mir beim Kaiſer recht zum Ruhme ausgelegt werden, wenn ich das ſtarre Volk zur Unterdrückung bringe. Nicht des Scherzes und Spaßes halber, oder um die Herzen des Volkes zu prüfen, ſoll der Hut da hängen, denn die Geſinnung der Schweizer kenn' ich ſchon lange; nein, ich will ihn aufſtecken, damit ſie lernen, ſich vor dem zu bücken, dem ſie Gehorſam ſchuldig ſind, nämlich vor unſerm Herrn, dem König Albrecht."

Beringer von Landenberg lobte das Vorhaben Geßler's mit beiſtimmenden Worten, Rudolph der Harras aber ſuchte es, wiewohl vergeblich, dem Vogte auszureden.

„Sagt, was Ihr wollt, Harras," rief Geßler, mit geballter Fauſt auf den eichenen Tiſch ſchlagend, daß die Pokale klirrten. „Sagt, was Ihr wollt, Ihr werdet mich nicht irre machen in dem, was ich für Recht erkenne. Was gehen mich die Schweizer an? Ich bin des Kaiſers Diener, und mein Beſtreben muß ſein, ihm zu gefallen, nicht den Bauern hier zu Lande. Hat mich etwa der Kaiſer hergeſchickt, um dem widerſpenſtigen Pöbel zu ſchmeicheln und ihm ſanfte Worte zu geben? Behüte Gott! Da hätte er andere Leute ausſuchen müſſen, als den Geßler von Bruneck. Nein, ich bin geſandt, Gehorſam zu fordern und zu erlangen, ich bin geſandt,

zur Entscheidung zu bringen, ob der Bauer oder der Kaiser Herr in diesem Lande sein soll. Schweigt, Harras! Morgen schon laß ich die Stange aufrichten mit dem Hute darauf, und wir werden ja sehen, ob ich Recht oder Unrecht daran thue."

Rudolph der Harras, den unbändigen Sinn des Vogts aus langer Erfahrung kennend, wagte es nicht mehr, ihm zu widerstreben. Er blieb still und hing trüben Gedanken nach, während seine Freunde immer von Neuem die gefüllten Pokale leerten, bis ihre Zungen schwer wurden, und sie endlich ihr Lager suchen mußten.

„Wehe dem Lande, wo Solche die Gebieter sind, wie diese da!" dachte aber der Harras, als die Vögte, von ihren Dienern geleitet, aus dem Gaden schwankten.

Der Morgen dämmerte kaum, da war es schon rege und munter im Burghofe. Reisige Knappen führten aufgezäumte Rosse aus den Ställen und trieben allerhand Muthwillen. Einige grün gekleidete munter ausschauende Gesellen bliesen lustige Fanfaren auf mächtigen, gewundenen Jagdhörnern, und Andere hielten mit Mühe ungeheuere, bunt gefleckte Rüden am Leitseile. Das Hörnergetön, das Hundegebell erschallte bis in die Schlafgemächer der Herren, und Geßler sowohl, wie seine Gastfreunde erhoben sich von ihrem Lager. In dem Gelagegaden trafen alle drei zusammen, und verwischten die Nachwehen der durchschwelgten Nacht mit frisch geleerten Pokalen.

„Frisch an's Werk, Gefährten!" rief Geßler. „Erst hinüber nach Altdorf, damit wir die Stange mit dem Hute aufrichten zur Demüthigung der Schweizer, und dann hinein in das Schächenthal zur Jagd. Laßt uns nicht zögern, der Weg ist weit."

Die Ritter tummelten sich und schritten bald klirrenden Schrittes die breiten steinernen Stiegen hinab in den Burghof. Hier schwangen sie sich auf ihre Rosse, und brausten im donnernden Galoppe davon gen Altdorf im Lande Uri.

Es war am St. Jacobstage des Jahres dreizehnhundert und sieben, als in den engen winkeligen Straßen des uralten Fleckens eine Trommel in rasselnden Schlägen ertönte. Dicht hinter dem Trommler marschirte ein Mann, in die österreichischen Farben gekleidet, und trug eine lange Stange in der Faust, deren Spitze mit einem Hut gekrönt war. Ein Ausrufer, hoch zu Roß, ritt hinterher, und gab dem Vorausschreitenden von Zeit zu Zeit ein Zeichen, inne zu halten, und die rasselnden Töne der Trommel, welche das ganze Volk von Altdorf zusammen rief, verstummen zu lassen. Greise und Männer, Weiber und Kinder drängten sich lärmend und schreiend um den sonderbaren Zug her, und waren gar neugierig, zu erfahren, was denn eigentlich die ganze Geschichte zu bedeuten habe. Sie vernahmen es nur zu bald.

Auf einen Wink des Ausrufers verstummte plötzlich die Trommel, und eine tiefe Stille lagerte sich über die versammelte Volksmasse. Der Ausrufer aber schrie: „Männer von Uri, Ihr seht diesen Hut! Man wird ihn auf hoher Säule an dem höchsten Orte mitten in Altdorf aufrichten, und des Landvogts Meinung und Wille ist, wie folgt: Dem Hut soll gleiche Ehre geschehen wie ihm selber. Mit gebogenem Knie und demüthig abgezogenem Barett sollt Ihr ihn verehren, denn an diesem Zeichen will der Landvogt die Gehorsamen kennen lernen. Wer sich aber untersteht, das Gebot zu verachten, der ist mit seinem Leib und Gut des Königs Gericht verfallen, und soll den Frevel mit seinem Kopfe büßen. Also geschehe es!“

Wieder rasselte dröhnend die Trommel und der Zug wälzte sich weiter. Die Unverständigen in Altdorf lachten des leeren Hutes und spotteten darüber; die klugen Männer aber, deren Blick weiter reichte, als in die nächste Zukunft, schüttelten betrübt das sorgenschwere Haupt, und sahen ein neues Gewitter aufsteigen am bereits düster umzogenen Himmel der Freiheit. „Der Hut ist ein Fallstrick, uns an

Oesterreich zu verrathen," sprachen sie. 'S ist der, den Viele von uns über dem Throne hängen sahen, auf dem der Oesterreicher die Lehen vertheilt. Laßt uns auf der Hut sein."

Nachdem Ausrufer, Trommler und Stangenträger die Runde durch Altdorf gemacht hatten, pflanzten sie die Stange hin auf den Platz, wo es gewöhnlich von Leuten wimmelte, und stellten zwei Wächter dabei auf mit Spießen und Schwertern als Aufpasser.

Da stand nun die Stange, da hing der Hut, aber der sonst so lebhafte Platz war von der Zeit an wie ausgestorben. Die Bürger des Fleckens, um nur dem Popanz nicht Reverenz erzeugen zu müssen, machten lieber einen langen Umweg, und nur Bettelbuben und schlechtes Gesindel schwang vor dem Hute die schmutzigen, zerfetzten Mützen. Die Wächter hatten ein gar langweiliges und höchst unnützes Amt.

Wie konnte es aber auch anders sein bei dem wackern und ehrliebenden Volke der Schweiz?

Viertes Kapitel.

Das Rütli.

Wenn man auf dem Vierwaldstädter-See von Brunnen ab nach Altdorf fährt, so mag auch der tapferste Mann wohl ein Bangen empfinden vor einem plötzlich losbrechenden Sturm, der aus den geklüfteten Schlünden des Gotthardsberges oder von der Höhe des Rigi herniederbrausen könnte; denn wie in einem eng geschlossenen Becken fährt man dahin. Himmelhohe, fast senkrecht aufsteigende Felsen

schließen die unergründlich tiefen Wasser hier ein, und nirgends zeigt sich eine Bucht, oder ein abgeplattetes niederes Ufer, woselbst der Schiffer sich vor der Gewalt der Wellen und Winde bergen könnte. Manches Fahrzeug schon zerschmetterte an dem erbarmungslosen Gestein, und der Führer und Alle, die darin waren, versanken in die Tiefe der Wasser.

Aber schön ist's, die Fahrt bie heiterem Himmel, bei ruhigen Lüften zu machen, denn mit Entzücken haftet dein Auge auf den seltsam zersprenkten und zerrissenen Felswänden, und ein schauerliches Behagen erfüllt deine Seele bei diesem Anblick. Es ist so still und so ruhig auf dem Wasserspiegel, so sanft gleitet der Nachen auf der krystallnen Fläche. Du bist wie abgeschnitten von der übrigen Welt. Dein schauendes, staunendes Auge sieht nichts, als den blauen Himmel über dir, das grüne Wasser unter dir, die starrenden Felsen neben dir. Dort rechts über dem Gesteine erhebt sich ein gewaltiger Riese mit weißen Eislocken, die seinen Scheitel krönen, die Blümlisalp, mit ihrem Gipfel in die Wolken ragend. Majestätisch, ein König über Alles ringsum, schaut sie in unveränderlicher Größe und Schönheit auf die Vasallen hernieder.

Dort rechts springt ein Eiland vor. Von grünen Matten ist es bedeckt; üppig wuchert der Grashalm da und das schwellende Moos und die saftigsten Kräuter. Nur wenige Fuß hoch ragt es über den Wasserspiegel hervor und lehnt sich an eine Felswand, die wohl über fünfzehnhundert Fuß hoch darüber hinausstarrt. Klein nur und beschränkt ist das Eiland, aber eine hochwichtige und ernste Stätte ist es. Man nennt es das Rütli.

Es war in der Nacht des Mittwochs vor Martini im Jahre eintausend dreihundert und sieben, da regte es sich in der sonst einsamen und selten besuchten Gegend. Die Nacht war außerordentlich klar und hell. Die Sterne funkelten vom Himmelszelte hernieder, der Mond warf sein mildes Licht in die düstern Schluchten des Gebirges, und

ein nur leise wehender Wind rauschte durch die Zweige der Bäume und kräuselte die Wasser des Sees.

Von den Felsen hernieder, der schier senkrecht am Rütli aufstrebt, stiegen eilf Männer herab. Sie trugen Windlichter in den Händen, und achteten sorgsam des Pfades. Denn gefährlich war er und der Tod lauerte in seiner Nähe. Auf schmalen Steigen, die nur mit schwachen Geländern versehen waren, auf Leitern, an den steilsten Stellen angebracht, klimmten sie nieder. Ein einziger Fehltritt hätte unrettbares Verderben nach sich gezogen.

Allen voran eilte waghalsig ein Jüngling. Wer ihn gesehen hätte, wie er an dem schroffen Gestein klebte, wie eine Mücke an der glatten Wand, würde geschaudert haben. Der Jüngling aber empfand weder Furcht noch auch das leiseste Bangen; war er doch noch gefährlicherer Wege gewöhnt, waren doch seine Glieder stark und gewandt, sein Auge scharf, sein Fuß gelenk. Gleich einer Gemse klimmte er hinab von Felsblock zu Felsblock, und ermuthigte obendrein die ihm kühnlich folgenden Landsleute.

Der Jüngling war Arnold von Melchthal, seine Gefährten treue und kühne Männer aus Unterwalden.

Nach einer kurzen Frist standen Alle sicher und ungefährdet auf dem Rütli, traten vor an den äußersten Rand, und blickten hinaus auf den See.

„Noch kommt Niemand," sagte Arnold von Melchthal. „Nirgends erblicke ich einen Nachen, nirgends Fackeln, die uns die Nähe der Freunde verrathen würden. Wir sind zu früh gekommen."

„'S ist noch nicht so spät in der Nacht," sprach einer der Landleute. „Der Wächter auf dem Seelisberg hat eben zwei gerufen."

„Seht dort," rief Melch'hal, „ein Regenbogen, und mitten in der Nacht. Mögt' er uns doch Segen und Glück bedeuten!"

„Und unter dem Regenbogen erblick' ich einen Nachen, seht, dort links an der Felswand rudert er hin," r ef ein Anderer.

„Das ist Herr Werner Stauffacher aus Steinen!" behauptete Arnold mit freudiger Stimme. „Ruft ihm ein Willkommen entgegen."

Die Männer erhoben ihre kräftigen Stimmen, und ein lautes, weit hallendes Willkommen ertönte über die stillen Wasser. Das Echo von jenseits rief es nach, und die Männer im nahenden Nachen schwenkten ihre Ruder zum Zeichen, daß sie den freundlichen Ruf vernommen. Die nassen Ruder blitzten gleich Schwertern im Mondlicht, wurden aber alsobald wieder in das Wasser gesenkt. Gleich einem Vogel flog das Schifflein, von kräftigen Armen getrieben, näher, und hatte in wenigen Minuten das Ufer erreicht. Die Männer, Werner Stauffacher voran, sprangen heraus, und fielen den Andern in die Arme. Es gab eine gar herzliche und innige Begrüßung.

Kurze Zeit nachher traf auch Walther Fürst von Altdorf mit zehn Gefährten ein, und alle Freunde der Freiheit und des Rechts waren versammelt. Es waren ihrer dreiunddreißig tapfere Männer, die da in stiller Nacht auf feuchter Wiese unter dem ewigen Sternenhimmel ihres Gottes standen, um zu berathen, wie sie des Kaisers unerhörte Tyrannei von sich abwälzen und seine grausamen Vögte verjagen mögten.

„Sagt an, Melchthal," begann Walther Fürst, indem er dem Jüngling herzlich die Hand drückte, „wie ist es euch gelungen, dem spähenden Auge des Landenbergers und seiner Schergen zu entgehen, und doch die Freunde zum Werke der Freiheit zu gewinnen. Ich habe bange Sorge um Euch getragen, nur um Euch, denn mein Freund Werner Stauffacher und ich selbst brauchten nichts zu fürchten, so lange unser Bund in unsern Herzen verschlossen blieb. Wir forsch-

ten und redeten ungefährdet, denn kein Verräther fand sich unter dem braven Volke."

„Als ich Euch verließ, theuere Freunde," erzählte Arnold von Melchthal, „lenkte ich meine Schritte durch die Schluchten des Surennengebirgs, und stieg über furchtbare Eisfelder, wo nichts lebt und athmet, als nur der riesige Lämmergeier, auf die Alpentrift hinab, wo die Hirten aus Uri und Engelsberg gemeinsame Weide haben. Der Weg war schrecklich und schauervoll. Meinen Durst mußte ich mit Schnee und Eiswasser, meinen Hunger mit trockenem Brode stillen, das ich in meinen Taschen bei mir trug. Verlassene Sennhütten dienten mir des Nachts zum Obdach, noch öfter der blaue Himmel, der sich über den Bergen wölbt, bis ich wieder in bewohnte Gegenden kam.

„In den einsamen Thälern hatte man schon die Kunde des schweren Unglücks, welches der Landenberger über mein Haupt beschworen hat, erfahren, und mitleidige Herzen empfingen mich. Man trauerte mit mir, man zürnte mit mir auf den Tyrannen, und überall fand ich ein offenes Ohr für meine Worte. Die wackern Hirten und Landsleute waren empört von den Gewaltthaten der Vögte, und ihre Herzen schlugen kühn für Freiheit und Recht unter den leinenen Kitteln. Sie halten fest am Rechte und sind entschlossen, zu den Waffen zu greifen, sobald der Ruf dazu aus unserem Munde erschallt. Sie langten die alten, rostigen, von den Vorfahren ererbten Schwerter von den Wänden, reichten mir ihre harten Hände und jauchzten, als ich Eure Namen nannte, Herr Walther Fürst und Herr Werner Stauffacher.

„Was die beiden braven und rechtlichen Männer thun, riefen sie mit blitzendem Auge, das muß gut sein, und wir wollen freudigen Herzens in Kampf und Tod folgen, wenn die Zeit zum Losschlagen gekommen ist.

„Keiner dachte daran, mich zu verrathen. Sie würden Jeden mit den Händen zerrissen haben, der einen falschen

Gedanken hätte laut werden lassen, und von den wackern Leuten geschützt und verborgen, eilte ich weiter in die Heimath.

„Ich kam ungefährdet an, und bei meinen Vettern fand ich den Vater, blind, schwach, krank, ein Gespenst von dem, was er gewesen war. Lautlos im bittersten Schmerze, der meine Brust zu zersprengen drohte, sank ich an sein Herz, und vernahm die Kunde von seinem Unglück genau und ausführlich. Ihr kennt sie. Er mußte von der Barmherzigkeit fremder Menschen leben, der arme, ehrwürdige Greis, dem nimmer noch in der langen Reihe seiner Jahre der hohläugige Mangel genaht war. Ich weinte nicht bei dem Jammer, den ich ertragen mußte, aber mein Herz schwoll im Grimm und wüthendem Zorn, und mehr als je sehnte ich mich nach Thaten.

„Den Vater in guter und sicherer Obhut zurücklassend, kroch ich und schweifte durch das Gebirge rings umher. Alle Thäler betrat ich, wo Menschen wohnten, alle Berge erstieg ich, wo eine Hütte am Fuße der ewigen Gletscher stand. Ueberall erzählte ich die Kunde von meinem Unglück, und überall fand ich gleichen Haß gegen das Regiment der Vögte, gegen ihre rechtlose Willkühr, ihren unerträglichen Uebermuth. Sie sind unser! Alle, alle, wie sie auf den schneebedeckten Bergen, in den grünenden Thälern wohnen, sind sie unser, und wir können uns auf ihre Tapferkeit, auf die Stärke ihrer Arme verlassen.

„Aber nicht zufrieden mit dem, was ich bis jetzt gethan hatte, trieb ich es noch weiter. Nichts beugt den Muth und die Thatkraft unserer Landsleute mehr, als die festen Schlösser, in denen unsere Tyrannen wohnen. Die dicken Mauern, die tiefen Gräben, die mächtigen Thürme halten sie für uneroberlich. Die Burgen zu brechen muß unser erstes Augenmerk sein, und um sie brechen zu können, mußte ich von ihnen jene Kunde erlangen. Ich verkleidete mich, legte die einfache Tracht eines Pilgers an, und stieg furchtlos zu

Schloß Sarnen hinauf. Ich drängte mich in die Halle, wo der Landenberger saß und zechte, und bezwang mein empörtes Herz, daß ich ihn nicht erschlug. Ich betrachtete Wall und Graben, und merkte mir Alles, was ich sah, in einem feinen Herzen. Wenn die Stunde kommt, soll das Wagstück seine goldensten Früchte tragen, denn es ist mir gelungen, die schwächste Stelle der Burg aufzuspüren, und ich zweifle nicht, daß sie durch List oder Gewalt in unsere Hände fallen wird.

„Das ist, was ich gethan habe."

„Und Großes ist es," riefen Herr Walther Fürst und Werner Stauffacher, wie mit einem Munde. „Großes habt Ihr in der kurzen Zeit vollbracht, und dem Himmel sei Dank, daß er Euch auch in der Höhle des Tigers behütete. Gott hat Euch sichtbarlich beigestanden, und das wird uns Muth geben, beharrlich unsere gute Sache zu verfolgen."

„Doch kommt jetzt, Männer," fuhr Walther Fürst fort, indem er sich an die Umstehenden wandte, „kommt und schließt einen Kreis, damit wir zum Werke schreiten können."

Die Männer stellten sich in einem Kreise auf und nahmen Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal in ihre Mitte.

„In stiller, verschwiegener Nacht," begann Herr Werner Stauffacher, „wie Verbrecher, die das Licht der Sonne scheuen und die Finsterniß suchen, ihre bösen Thaten darin einzuhüllen, sind wir verstohlen auf einsamer Stätte zusammen getreten, um unser gutes Recht zu wahren, und die Mittel zu berathen, es unsern Kindern und Enkeln zu erhalten. Einigkeit ist die erste Bedingung zur Rettung Wollt ihr einig sein? Wollt ihr treu und fest zusammenstehen? Wollt ihr mit Eurer Brust die Brust des Freundes schützen? Euer Blut zum Wohle des Freundes opfern? Nicht der Gefahr achten, nicht des Todes, nicht der Wunden, nicht der Gefangenschaft, wenn des Freundes Stimme

um Hülfe ruft? Antwortet Alle, die Ihr hier im Namen Eurer Völker versammelt seid!"

„Wir wollen es und schwören es!" erwiederten die zweiunddreißig Männer mit einer Stimme.

„Wohlan, so schwöre auch ich!" sagte ernst Werner Stauffacher; „und so wahr Gott uns Allen nahe ist in dieser feierlichen Stunde, so wahr glaube ich, daß sein allmächtiger Beistand uns nicht mangeln wird, wenn die Stunde zum Kampfe gekommen ist. Auf unserer Seite ist das Recht, denn Ihr Alle wißt, wie oft schon wir vergeblich den Kaiser selbst um Hülfe angefleht haben."

„Ja, beim Himmel, das kann ich als Augenzeuge bestätigen!" unterbrach ein Landmann, Konrad Hunn aus Schwyz, des edlen Stauffachers Rede. „Ich war vom Volke an den Kaiser gesandt, um unsere uralten Pergamente von ihm bestätigen zu lassen, und die Vögte widerrechtlicher Gewaltthaten anzuklagen. In seiner Pfalz zu Rheinfelden suchte ich ihn auf und fand daselbst viele edle Herren und Bürger aus mancherlei Städten und Ländern, die gleich mir ihrer Rechte halber gekommen waren. Alle erhielten sie, was sie verlangten, und gingen mit heiterem Gesichte von dannen; ich aber wurde gar nicht zum Kaiser vorgelassen. Mit schnöden Worten wies man mich an die Räthe; und als ich deren Fürsprache nachsuchte, antworteten sie kalt: „„der Kaiser habe jetzt keine Zeit, an uns und unsere Angelegenheiten zu denken; ich solle ein ander Mal wieder kommen!"" Trotz meines gerechten Unwillens mußte ich mich mit diesem Bescheide begnügen, und verließ den Saal. Als ich aber betrübt durch die Vorzimmer der Königsburg schritt, da bemerkte ich in einem der hohen Bogenfenster den jungen Herzog Johann von Schwaben und die Ritter von Wart und Tegernfeld. Ich grüßte sie im Vorübergehen und sah, daß dem Herzog Hans Thränen an den Wimpern blitzten. Der Herr von Tegernfeld aber rief mir zu: „„Wie ich sehe, seid Ihr abgewiesen, wie Alle Eure Landsleute, die vor

Euch gekommen sind. Ich wußt' es vorher, denn Gerechtigkeit ist nimmer von Albrecht zu erlangen. Seht hier den Herzog, seinen Neffen, den Sohn des eigenen Bruders. Er verlangt sein Erbe von ihm, da er mündig wäre. Was antwortete Albrecht? Er setzte dem edlen Herzog ein Blumenkränzchen auf den Scheitel und sagte lachend: da Neffe, damit spielt, Scepter und Krone sind noch zu schwer für Euch!'""

„Ich wagte dem edlen Herrn von Tegernfeld nicht zu erwiedern, da in den Palästen der Großen selbst die Wände Ohren haben, und ging still davon. In meinem Herzen aber rief's laut: „„Beim Kaiser Albrecht werdet Ihr armen Schweizer nimmer Recht und Gerechtigkeit erlangen, und wird wohl nichts übrig bleiben, als Euch selbst zu helfen.""

„Was aber kann und soll nun geschehen?" fragte Arnold von Melchthal. „Sehen wir uns doch ja vor, damit wir Alles zu einem guten Ende bringen, und nicht weiter gehen, als uns mit Recht und gutem Gewissen gestattet ist."

„Wir wollen nichts," sagte Walther Fürst mit Kraft, „als den verhaßten Zwang der Vögte von uns abwerfen! Nichts, als unsere alten Rechte, so wie wir sie von unsern Vorvätern ererbten, bewahren! Nicht nach Neuem und Ungebührlichem wollen wir die Hände ausstrecken, sondern dem Kaiser lassen, was des Kaisers ist. Haben wir, und so Gott will, ohne Blutvergießen, die Vögte aus dem Lande verjagt, haben wir ihre festen Schlösser und Burgen gebrochen, dann wollen wir ruhig die Waffen von uns legen, und so dem Kaiser beweisen, daß nur der Drang der äußersten Noth uns zwingen konnte, wider seine Gewalt zu streiten. Vielleicht überwindet er dann seinen Zorn, und läßt uns Verzeihung angedeihen; denn gewiß wird er ein Volk achten lernen, das selbst mit dem Schwerte in der Hand sich zu mäßigen versteht."

Alle gaben dem würdigen Greise ihre Beistimmung zu erkennen, und keine widersprechende Stimme erhob sich im

Kreise der versammelten Männer. Werner Stauffacher aber sagte: „Wohlan, da dieß geordnet ist, laßt uns auch überlegen, wie und auf welche Weise wir den Feind am leichtesten zwingen und verjagen mögen. Mich dünkt, am besten würde es sein, wenn wir sogleich zu den Waffen greifen, und ihn überraschten, ehe er Zeit gewinnen kann, sich zu rüsten."

„Der Vorschlag würde löblich und gut sein," erwiederte Walther Fürst bedenklich, „wenn die festen Schlösser nicht wären, Roßberg, Sarnen und Geßler's Burg. Ehe die nicht bezwungen sind, müssen wir uns still und ruhig verhalten. Mit Gewalt können wir sie schwerlich brechen. Wie aber sonst?"

„Hört mich!" sprach mit jugendlichem Eifer Arnold von Melchthal. „Wenn wir die Waffen ruhen ließen bis Weihnachten, oder dem ersten Tage des neuen Jahres, dann möchte sich leidiglich durch List gewinnen lassen, was der Gewalt trotzen würde. An letzterem Tage ist es nämlich Sitte, daß das Landvolk dem Vogte Geschenke auf ihre Schlösser trägt. Auf unverdächtige Weise können bei dieser Gelegenheit ein zwölf bis fünfzehn starke, heimlich bewaffnete Männer in die Burgen eindringen, und sobald sie oben sind, die Thore besetzen. Auf ihren Ruf müßte dann der große Haufen, der indeß im Walde verborgen bleibt, herbeistürmen, und mit leichter Mühe würden die Schlösser genommen werden. Sarnen nehm' ich über mich. Ich kenne seine schwache Seiten, und mit einem Haufen tapferer Jünglinge steh' ich für guten Erfolg."

Der vorgeschlagene Plan wurde von allen Seiten beleuchtet und überlegt. Niemand wußte etwas Besseres anzugeben, und man beschloß endlich, darnach zu handeln.

„Gut denn!" sagte Walther Fürst. „So halten wir uns ruhig, und werben mittlerweile immer mehr Freunde der Freiheit. Sobald aber die Burgen unser sind, entzünden wir Feuer auf den Bergkuppen, läuten alle Glocken und

bieten den Landsturm zum Kampfe auf. Wenn die Vögte uns schlagfertig sehen, werden sie keinen Kampf wagen, sondern die Flucht ergreifen,—und wir sind frei."

„So geschehe es! So geschehe es!" riefen die Männer, und drückten einander jubelnd die Hände. Nur Werner Stauffacher blickte ernst und sagte: „Der Geßler von Bruneck flüchtet nicht. Ich kenne ihn. Er ist der gefährlichste unserer Feinde, und nicht eher werden wir Frieden gewinnen, als bis der Tod ihm die Augen geschlossen hat. Wer will den Kampf mit ihm wagen?"

„Ich!" rief Konrad Baumgarten von Alzellen. „Ich fürchte den Tyrannen nicht, und will gern mein Leben wagen, wenn es gilt, unsere Freiheit zu erobern."

„Wohlan," sprach Walther Fürst, „so laßt uns denn wieder scheiden und Jeder kehre in seine Heimath zurück. Schon wacht der Morgen auf, und die Sonne röthet die eisigen Kuppen des Gebirges. Wir müssen daheim sein, ehe uns der Tag völlig überrascht, wenn wir die scharfen Augen unserer Feinde täuschen wollen. Kommt, gebt mir Eure Rechte, und schwört mir, wie ich Euch schwöre."

Und er streckte seine Hand zum Himmel auf und sprach: „Bei dem Lichte der Sonne und bei dem allmächtigen Gotte schwören wir, einig zu sein, und uns nie zu trennen, nicht in Noth und nicht in Gefahr! Wir schwören, nach der angeborenen Freiheit zu ringen, und lieber zu sterben, als in Knechtschaft zu leben! Wir schwören endlich, daß wir auf Gottes Hülfe bauen, und nicht die Macht und Gewalt der Menschen fürchten werden. Amen!"

Die versammelten Männer sprachen den Schwur nach mit erhobenen Händen und zum Himmel emporgerichteten Augen, und feierlich drang er in der stillen Nacht auf zu dem Throne des Höchsten. Alle schüttelten sich die Hände, und gingen still ihres Weges zurück in die Heimath.

Das war die Nacht auf dem Rütli, in welcher die Freiheit der Schweizer geboren ward.

Fünftes Kapitel.

Der Schuss des Tell.

Zu Burglen, einem kleinen Flecken im Canton Uri, lag ein hübsches, ansehnliches Haus mit einem großen Hofraume davor. Das gehörte dem Tell und er wohnte darin mit seiner Gattin, einer Tochter des edlen Herrn Walther Fürst, und mit zwei Söhnlein, deren einer Walther, der andere Wilhelm hieß, wie der Vater.

Und eines Tages in der Frühe sagte Tell: „Liebes Weib, ich will hinüber gehen nach Altdorf zum Vater. Hast du etwas an ihm zu bestellen?"

Frau Hedwig schaute den Gatten groß an, denn sie hatte nicht vermuthet, daß er sie verlassen wolle; und als sie die Armbrust in seiner Hand bemerkte und den Köcher mit den Pfeilen, der von seiner Schulter herniederhing, da wurde ihr wundersamlich bange zu Muthe, und sie sagte: „Tell, was willst du beim Vater drüben? Bleib' daheim bei deiner Frau und deinen Kindern."

Der Tell war aber anderes Sinnes, und ließ sich nur selten von einem Vorhaben abbringen. So auch heute nicht. „Ich will hinüber," sagte er, „es treibt mich hin; und ich bin auch gar lange nicht dort gewesen. Der Vater könnte schier denken, wir hätten die alte Liebe für ihn nicht mehr."

Da seufzte Frau Hedwig und hätte fast geweint vor innerlicher Bänglichkeit. Doch sagte sie: „So geh' denn hin, Tell. Aber mir zu Liebe laß die Armbrust und den Köcher daheim. Was willst du mit den Waffen beim Vater? Laß sie hier, ich bitte dich schön darum."

„Ei," sagte Tell, und lächelte sorglos, „wie kommst du zu dieser absonderlichen Bitte? Geh', geh', Hedwig! Was ist ein Schütz ohne seine Waffen?"

„Tell!" sprach die Frau, und hielt ihren Mann am Arme fest und zitterte sichtbar; „Tell, gestehe mir's, du hast Gefährliches im Sinne. Es nützt dir nichts, daß du es mir verbergen willst, denn ich habe recht gut gehört, was sie drüben auf dem Rütli gesagt haben, und du bist dabei gewesen, wenn du es auch gleich läugnest."

„Du träumst, liebe Hedwig," erwiederte Tell und machte mit sanfter Gewalt seinen Arm von den umschlingenden Händen der furchtsamen Frau los. „Ich war nicht auf dem Rütli und kümmere mich nicht darum, was die Männer dort berathschlagt haben mögen. Ich tauge nicht zum Rathgeben, wen's aber losgeht gegen die Vögte, so werd' ich auch nicht von fern stehen und zuschauen, und du müßtest mich verachten, wenn ich's thäte. Aber jetzt ist daran nicht zu denken, und du kannst mich ruhig ziehen lassen. Ich würde ja doch nicht so gleichgültig von dir und den Kindern scheiden, wenn ich zu was Ernstem vorbereitet wäre. Laß mich, laß mich, liebes thörichtes Weib."

Frau Hedwig weinte. „Bleibe doch nur heute, nur dieses Mal mir zu Liebe daheim," flehte sie. „Ich weiß, der Landvogt Geßler ist drüben in Altdorf mit all' seinen Reisigen, und es könnte gefährlichen Streit geben, wenn du mit ihm zusammenträfest. Der Geßler haßt dich, Tell, um deines ungebundenen und furchtlosen Sinnes willen. Vermeide ihn und tritt ihm nicht muthwillig in den Weg."

„Der Geßler wird mich wohl in Frieden lassen," entgegnete Tell mit einem geheimnißvollen Lächeln.

„Und woher, warum glaubst du das?" fragte Hedwig.

„Nun, neulich, als ich in den finstern Gründen und Schluchten des Schächerthales jagen ging," erzählte Tell, „da verfolgte ich eine flüchtige Gemse von Fels zu Fels, und kletterte ihr emsig nach von einer Klippe zur andern.

Ich hatte schon nach ihr geschossen und mein Pfeil steckte in der Wunde; sie konnte mir nicht entgehen, wenn ich nur beharrlich und geduldig blieb. Und als ich gerade auf einem schmalen Felsenpfade entlang schritt, wo nach keiner Seite hin auszuweichen war, weil über mir furchtbar schroff eine Felsenwand aufragte und neben mir tief im Abgrunde die Wasser des Schächerbaches rauschten, da biegt ein Mann um einen steinigen Vorsprung, und kommt ganz allein, wie auch ich allein war, auf mich zugeschritten. Und als er näher kommt, erkenn' ich in dem Manne den Burgvogt Geßler von Bruneck, der mich erst kurz vorher um eine geringe Kleinigkeit hart gestraft hatte.

„Hedwig, als mich der stolze Edelmann erkannte, und mich sah mit der fernhin treffenden Armbrust, da mogte ihm wohl sein Gewissen schlagen und er mogte Böses von mir fürchten, denn sieh', er wurde weiß wie der Schnee auf den Alpen, und zitterte, und seine Knie wankten. Und wahrlich, er hatte dessen Ursach'! Sein Leben lag in meiner Hand. Ungestraft mogte ich ihn niederschießen, wie einen Gemsbock. Sein Leichnam wäre in den Abgrund des rauschenden Schächer gestürzt und keine Spur von ihm wäre jemals wieder zu Tage gekommen. Ich aber hätte können unversehrt und unverdächtigt in die Berge fliehen. Ich überdachte das, und dachte auch der Schmach und des Drucks, so der Landvogt über unser Volk gebracht, und dachte: „Ein Druck deines Fingers, und der Henker stirbt." Dann aber dachte ich auch wieder, daß Solches doch immer nur ein verruchter Mord sein würde, und wollte meine Hand nicht mit seinem Blute beflecken. Und da ich ihn zittern und wanken sah, und fürchten mußte, er werde ohne mein Zuthun in den Abgrund taumeln, da trat ich rasch zu ihm und sprach bescheiden, aber ernst: Nehmt Euch in Acht, Herr Landvogt! Die Pfade in den Schweizerbergen verlangen einen schwindelfreien Kopf und sichern Fuß. Und ich reichte ihm die Hand und führte ihn über die schlimmsten Stellen hinweg,

bis ich ihn sicher wußte. Da erst verließ ich ihn, und schickte ihm sein Gefolge. Er aber war so erschreckt, daß er nicht den Mund aufthun und mir danken konnte. Er winkte mir nur mit der Hand, daß ich gehen solle."

Hedwig hatte diese Erzählung mit allen Zeichen innerlicher Angst angehört. Sie war blaß und bebte am ganzen Körper.

„Und du meinst, daß er dich schonen wird, wie du ihn geschont hast?" fragte sie mit fliegender Hast. „O, glaube das nicht. Nimmer wird er dir vergeben, daß du ihn zittern gesehen hast, und je eher je lieber wird er dich verderben. Ich vergehe vor Angst, wenn du mich heute verläßt, gerade wo der Wütherich in Altdorf ist. Bleibe, bleibe daheim, oder geh' auf die Jagd, und nicht nach Altdorf."

„Du bist thöricht, liebe Hedwig!" erwiederte Tell, indem er seine Gattin umarmte. „Lebe wohl und acht' auf die Knaben, das ihnen kein Leides geschieht. Morgen bei Zeit bin ich wieder heim."

Noch einen herzlichen Kuß drückte er auf ihre bleichen, bebenden Lippen, umarmte seine Knaben, die fröhlich an ihm aufsprangen, und ihn baten, ihnen etwas Schönes vom Großvater mitzubringen, und dann eilte er stattlichen Schrittes davon. Mit unüberwindlich banger Besorgniß schaute ihm Hedwig nach, so lange sie noch eine Spur von seiner Gestalt erblicken konnte, dann preßte sie weinend ihre Knaben an das mütterliche Herz und suchte in zärtlichem Gekose mit den munteren Bübchen ihre schwarzen Ahnungen zu vergessen.

Die Mittagsstunde war nahe, als Tell in den Flecken Altdorf gelangte. Sein Weg führte ihn über den Platz, wo auf hoher Stange der Hut aufgehängt war, dem die Schweizer auf Geßler's Befehl sollten Ehr' und Reverenz erweisen. Der Tell aber schaute nach dem Hute gar nicht hin, und ohne die Knie vor ihm zu beugen oder das Barett davor abzuziehen, ging er an ihm vorbei. Nicht aus Trotz

verweigerte er dem Hute seinen Gruß, sondern nur, weil er ihn nicht gesehen und an des Landvogts Gebote nicht gedacht hatte.

Wie er aber ganz unbefangen fortschreitet, springen des Geßler's Wächter hinter ihm her, ergreifen ihn mit großem Geschrei und nehmen ihn gefangen.

Der Tell hätte sich der beiden Männer leichtlich erwehren können, denn er war ein ausnehmend starker und tapferer Mann. Da er sich aber seiner Unschuld bewußt war, so mogte er dem Landvogt nicht Gelegenheit geben, ihn zu bestrafen, und ließ sich geduldig greifen und fortführen. Doch wehrte er den Wächtern, als sie ihn binden wollten.

„Versuchts nicht," warnte er sie. „Ich bin ein freier Mann, und werde Gewalt brauchen, so ihr Eure Hand an mich legt, meine Glieder zu fesseln. Dazu habt Ihr nicht das Recht und nicht die Macht."

Die beiden Wächter wagten es nicht, also gewaltsam mit ihm zu verfahren. Denn sie hatten nicht nur den Arm des Tell, sondern auch die Rache des Volkes zu fürchten, welches sich in hellen Haufen um den Gefangenen schaarte, und seine Freilassung mit drohenden Worten begehrte. Wenn nicht der Tell selber die Leute zur Ruhe und Ordnung ermahnt hätte, würde es sicherlich ein Blutvergießen gegeben haben. Doch er sagte: „Seid ruhig, Männer! Man wird mir kein Leides zufügen, sondern mich ungekränkt und unversehrt gehen lassen, wenn ich meine Unschuld dargethan habe. Wollt ihr mir aber eine Liebe erzeigen, so geht zu meinem Schwiegervater, dem Walther Fürst, und bittet ihn in meinem Namen, zu mir zu kommen."

Tell redete noch, da drängte sich schon Herr Walther Fürst durch die Reihen des Volkes, daß dem allverehrten Greise willig Raum gab, und fiel dem Tell um den Hals.

„Um Gott, mein Sohn," sagte er, „was hast du gethan?"

Der Tell erzählte es ihm gutes Muthes und tröstete ihn, als er Bangen zeigt. „Seid ohne Sorge," sprach er, „der

Landvogt wird nicht strafen, was nur aus Unachtsamkeit, nicht in bösem Willen geschah."

Walther Fürst aber fürchtete Schlimmeres und folgte dem Gefangenen nach bis in das Haus, allwo der Landvogt Geßler mit all' seinen Reisigen und Knappen Einlage hielt.

Geßler schaute hoch auf, als er den Tell erblickte, wie er gefangen vor ihn geführt wurde; und als er die Menge Volkes gewahrte, welches laut und tumultuarisch die Freilassung des Mannes forderte, da ließ er die Thüren schließen und schaute den Tell mit einem langen durchbohrenden Blicke an. Der Tell schlug aber die Augen nicht nieder, sondern sah sehr ruhig und zuversichtlich drein. Geßler schien sich darüber zu ärgern und faltete drohend und finster seine Stirne. Eine dunkle Röthe stieg in seine Wangen, seine Lippen zuckten und langsam strich er seinen Knebelbart. Nach einigem Bedenken fragte er seine Knechte: Weßhalb habt ihr denn Tell verhaftet? Was hat er begangen? Redet!"

„Herr," erwiederte der Wächter einer, „er hat dem Hute die Reverenz versagt, und ist achtlos daran vorübergeschritten. Deßwegen haben wir ihn gefangen und ihn vor Euer Angesicht geführt."

Ein Strahl wilder Freude zuckte bei diesen Worten aus des Landvogts Augen, so daß dem Walther Fürst, der nicht weit davon stand, bange um's Herz wurde. Der Tell aber war heiter und sorglos, wie vorher. Geßler schlug die Arme über der Brust zusammen, und blickte tückisch auf ihn hin.

„So also, Tell," sprach er mit tiefer Stimme und höhnischem Lächeln, „so also achtest du deines Kaisers Gebote und die meinigen, der ich an seiner Statt im Lande schalte und walte? Du versagest dem Hute, den ich zur Prüfung des Gehorsams aufgesteckt habe, Ehr' und Reverenz? Du bist ein Verräther, und trachtest nach Bösem. Schwer, beim Himmel, müßte die Strafe für deinen Ungehorsam sein."

Tell schaute dem Geßler unschuldig in's Gesicht, und antwortete treuherzig: „Lieber Herr, Ihr werdet mir verzeihen, denn nicht aus Verachtung oder Ungehorsam, nur ganz von Ungefähr habe ich den Fehler begangen. Ich sah den Hut nicht, lieber Herr! Verzeihet mir's! Wär' ich witzig, hieß ich nicht der Tell. Ich bitte um Gnade, es wird nicht wieder geschehen."

Geßler hörte kaum nach diesen Worten hin. Finster saß er da mit zusammengeklemmten Lippen, geballten Fäusten, und die Augenbraunen so dicht zusammengezogen, daß sie fast seine Augen überschatteten. Seine Gedanken brüteten über schwerer und entsetzlicher Unthat, und sein böses Sinnen sprach so deutlich aus seinen Zügen, daß alle Umstehenden, selbst des Geßler's Dienstmannen, um das Schicksal des Tell erzitterten.

„Tell," sprach nach einer bänglichen Weile der Landvogt, „man hat dich mir gerühmt als den besten Schützen auf der Armbrust weit und breit. Sage, hat man mich wahrhaft berichtet?"

„Lieber Herr," entgegnete Tell bescheidentlich, „wohl mag ich mich rühmen, Waidmanns Ziel zu treffen auf ein hundert Schritt oder noch ein Paar mehr. Doch was mag das Euch kümmern. Laßt mich gehen, Herr, und gebt mir die Freiheit wieder. Ihr seht ja, mein alter Vater hier, der Walther Fürst, ist bange um mich. Nehmt die Angst von seiner Seele und gebt mich frei."

Geßler lachte höhnisch. „Nicht also mein Schütz," sagte er, „du hast gefehlt und mußt deine Strafe erleiden, wie sich's ziemt. Morgen wollen wir mehr davon sprechen. Führt ihn ab, Leute, und verwahrt ihn gut im Gefängniß. Ihr andern aber geht still davon, wenn Ihr nicht gleiches Schicksal mit dem Verräther theilen wollt."

Die Knechte griffen, gehorsam dem Befehle, zu, und Tell erwährte sich vergebens der Gewalt, da der Reisigen zu viele waren. Er wurde in das Gefängniß geschleppt, ohne

nur von seinem Schwiegervater Abschied nehmen zu dürfen. Walther Fürst mußte seinen Groll in seinem Herzen verschließen, wie auch das heiße Blut in ihm aufwallte. Die Knappen des Landvogts trieben ihn mit Spott und Hohn aus dem Hause und lachten seiner stummen Verzweiflung.

Während aber Tell im Kerker schmachtete, schickte der Landvogt Boten aus in seine Hütte, und ließ gewaltsam aus den umschlingenden Mutterarmen die Söhne Tell's reißen und nach Altdorf führen. Jammernd blieb die Mutter zurück, von Reisigen bewacht. Der Landvogt fürchtete, ihre Trauer, wenn sie sich öffentlich zeigte, werde das Volk aufreizen, und Letzteres dann ihn an der fürchterlichen Rache hindern, welche an Tell zu nehmen er gesonnen und entschlossen war.

Und am andern Morgen, als Tell aus dem Kerker hervor geführt und dem Geßler vor das Angesicht geschleppt wurde, da erblickte er seine zwei Knaben, wie sie jauchzend die Aermchen nach ihm ausstreckten. Die herzigen Buben, Walther sechs Jahre alt, und Wilhelm gar erst fünf, weinten und lachten vor Freuden, als sie der Vater zärtlich in die Arme schloß.

„Woher kommt ihr, und wie gerathet ihr hierher," fragte Tell, die frischen, rothen Mündchen der Buben mit Küssen bedeckend, ohne sich viel um den Landvogt zu kümmern, der dem unverhofften Wiedersehen mit einem räthselhaften Lächeln zusah. Nur zu früh aber störten es seine rauhen Worte, und die Freude wich aus den Gesichtern Tell's und seiner Söhne, als Geßler fragte: „Nun Tell, sind das alle deine Kinder?"

„Sie sind's, Herr Landvogt," entgegnete Tell aufstehend; „sie sind's, und mein und meiner Gattin theuerste Schätze."

„So liebst du also die Knaben sehr?" fragte Geßler, indem sein Mund höhnisch zuckte und ein tückischer Blick aus seinen Augen schoß.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY

„Gewiß lieb ich sie," erwiederte fröhlich Tell. „Mehr als mein Leben gelten sie mir."

„Und welcher von beiden ist dir der Theuerste?" fragte Geßler wieder.

„Ach lieber Herr, antwortete Tell mit einem liebevollen Blick auf die schönen, goldlockigen, rothbäckigen Knaben, „das ist schwer zu entscheiden: sie sind mir alle Beide ganz gleich lieb und werth."

Da sprach der Landvogt, und sein tückisches Auge funkelte vor innerlicher Schadenfreude: „Wohlan, Tell, du selber rühmtest dich gestern deiner Schützenkunst! So mache dich denn fertig, sie vor meinen sichtlichen Augen zu bewähren."

Der Tell schaute den Landvogt verwundert an, und wußte nicht recht, ob er dessen Rede für Ernst nehmen oder als Scherz betrachten sollte. Geßler aber befahl seinen Reisigen, dem Tell seine Armbrust und den Köcher zu reichen, und schritt voran hinaus in's Freie, woselbst sich eine große Menge Volks versammelt hatte. Walther Fürst war darunter, und Werner Stauffacher, der auf die Kunde von Tell's Gefangennahme sogleich herbeigeeilt war, und auch Arnold von Melchthal fehlte nicht. Vor dem Hause aber war ein schöner großer Platz von allerlei Bäumen umgeben.

Daselbst wogten die Leute auf und ab, brummten, zischelten, machten drohende Geberden und blickten finster auf des Landvogts Haus.

Als der Tell heraustrat mit der Armbrust in der Hand, jubelten sie, denn sie dachten, er sei freigegeben worden. Die Kriegsknechte aber an seiner Seite belehrten sie bald eines Bessern, und eine dumpfe Stille folgte dem lauten Jubelruf. Tell begrüßte seine Bekannte und Freunde und sprach mit ihnen, bis der Landvogt in vollem Harnisch mit all' seinem gewaffneten Kriegsvolk zu ihm trat. Die Knaben, von zwei Knappen begleitet, folgten dicht hinter ihm drein.

„Nimm die Armbrust, Tell, und leg' einen Pfeil auf Mache dich fertig, deinen Schuß zu thun und ziele gut, denn so wahr ich Landvogt bin, du mußt sterben, wenn du das Ziel verfehlst, so ich dir setze."

„Und welches Ziel ist das?" fragte mit Zuversicht der wackere Schütze.

„Es ist nahe zur Hand," entgegnete Geßler, einen triumphirenden Blick voll Hasses auf Tell schleudernd. „Da von deines Knaben Haupte sollst du den Apfel schießen."

Ein Schrei des Entsetzens gellte zum Himmel auf bei diesen Worten des Landvogts, und im Volke brauste und murmelte es wie vor einem schweren Sturme. Tell aber erschrack, daß er zitterte, und blaß wurde gleich einer Leiche. Nur mit Mühe sammelte er sich und sprach: „Herr Landvogt, was muthet Ihr mir zu? Welche ungeheure That verlangt Ihr von mir? Von dem Kopfe meines Knaben sollt' ich einen Apfel schießen? O nicht doch! Nein, nein, verhüt es der Himmel, daß ich Eure Worte für Ernst nehme! Solche That könntet Ihr von einem Vater nicht fordern."

„Ich fordere und begehre sie!" sagte Geßler herrisch. ‚Du triffst den Apfel oder stirbst."

„Herr!" rief Tell, „es kann und kann nicht sein! Ich sollte den Pfeil auf meines eigenen lieben Kindes Kopf richten? Ehe ich das thue, sterbe ich lieber."

„Wohlan, so stirb," sagte Geßler kalt; „aber dein Knabe stirbt mit dir. Wähle nun."

Einen verzweiflungsvollen Blick warf Tell, der unglückliche Vater, zum Himmel, als ob er den Racheblitz Gottes für solch' unerhörtes Ansinnen herausfordern wollte. Aber der Himmel schwieg. Blau und heiter lächelte er auf das Gefild hernieder, und kein Blitz flammte in zündender Gluth durch dunkle Wolken, kein Donner sprach mit rollender Stimme ein drohendes Halt. Das Volk umher aber schrie laut und rief dem Landvogt furchtlos heftige Drohungen zu. „Wagt's!" riefen die zornentbrannten Männer, „wagt's,

den Tell anzurühren! Mit Eurem Leben sollt Ihr dafür bezahlen!"

Geßler lachte laut, und winkte seinen Reisigen. Augenblicks zogen diese einen weiten Kreis um den Landvogt und den Gefangenen her, und spitze Lanzen, blitzende Schwerter dräueten den Aufrührerischen mit dem Tode. Dennoch hielt Walther Fürst nicht an sich, sondern rief laut: „Herr Landvogt, es lebt ein rächender, strafender Gott im Himmel, und sein allsehendes Auge ist nicht geschlossen. Er blickt auf diese Freveltat herab und wird sie heimsuchen an Euch und Eurem Hause. Hütet Euch, Herr Landvogt!"

Geßler lachte. „Mit unserm Herrgott werde ich mich abzufinden wissen!" sagte er. „Gebt Raum, öffnet die Gasse! Hier ist der Apfel. Zählt achtzig Schritte ab; nicht einen mehr oder weniger. Er rühmte sich, seines Zieles auf hundert Schritte gewiß zu sein—wir sind begierig, ob er es auf achtzig treffen wird. Nun Tell, was hast du zu zögern? Bereite dich zum Schusse."

Tell rang krampfhaft die Hände im bittersten Schmerze. „Ich kann nicht schießen!" rief er mit einer Stimme, die das wildeste Thier der Wüste zum Mitleid bewegt hätte. „Ich kann nicht der Mörder meines Kindes werden."

„O, hätten wir Waffen!" flüsterte voll Ingrimms Arnold von Melchthal Herrn Stauffacher in's Ohr. „Wie schnell wollten wir der Gewaltthat ein Ende machen. Aber so, mit den bloßen Fäusten gegen die gepanzerten Schergen zu kämpfen—es ist nicht möglich!"

„Wahnsinn wäre es, nur den Versuch zu machen," entgegnete leise Werner Stauffacher. „Haltet Euch um Gottes Willen ruhig, sonst verderbt Ihr uns Alle mit dem Tell, ohne ihm helfen zu können. Nur Geduld! nur Geduld! Der Tag der Vergeltung wird auch herannahen."

Mittlerweile hatten die Reisigen eine Bahn durch das dicht gedrängte Volk gebrochen, und ihre Waffen gebraucht, wo nicht ogleich ihren Befehlen Folge geleistet ward.

Zähneknirschend standen die beleidigten Männer da und harrten athemlos auf den Ausgang der unerhörten Begebenheit. Noch glaubte keiner, daß es dem Landvogt Ernst sei, seinen Willen wirklich durchzusetzen. Jeder hoffte, er werde den Schuß erlassen, wenn er den Tell hinlänglich gequält haben würde, und selbst die eigenen Mannen Geßler's erwarteten einen Gnadenspruch. Geßler jedoch beharrte auf seinem Willen. Walther, der älteste Knabe Tell's, ward ergriffen und zu einem Baume abgeführt, dessen Stamm genau achtzig Schritte vom Standpunkte Geßler's und Tell's entfernt war. Man wollte den Knaben am Stamme festschnüren und ihm die Augen verbinden, das herzige Bübchen aber weigerte sich dessen hartnäckig und sagte: „Laßt mich! ich mag nicht gebunden sein. Ich will so still halten wie ein Lamm, wenn Ihr mich frei laßt. Sobald Ihr mich aber bindet, werde ich immer und immer den Kopf schütteln. Auch die Augen muß ich offen behalten! Denkt Ihr, ich fürchte mich vor meines Vaters Pfeil? Da kommt Ihr schön! Kein Glied soll mir zucken, wenn er angeflogen kommt." Sie mußten dem festen Willen des Knaben nachgeben, und Walther stellte sich ruhig an den Baum und ließ sich den Apfel auflegen. „Schieß, Vater," rief er mit lauter, fröhlicher Stimme. „Was wirst du den Wüthrich wohl lange um Gnade bitten? Immer schieß; ich weiß ja, daß du das Ziel treffen wirst!"

Vieler Augen flossen über von Thränen der Rührung, als sie des kleinen Buben muthvolle Worte vernahmen, und manches heiße Gebet um sein Wohl stieg lautlos zum Gott des Himmels und der Welten auf. Nur Geßler allein, der hartherzige Landvogt, wurde durch des Kindes Unschuld nicht gerührt, und heftiger noch und gebieterischer als vorher befahl er dem Tell, sich zum Schusse fertig zu machen.

Da sah denn Tell wohl, daß der Wüthrich im Ernste die unmenschliche und ungeheure That von ihm verlangte und kniete nieder vor allem Volk und bat Gott mit aufgehobe-

nen Händen in inbrünstigem Gebete, daß er sich seiner und seines schuldlosen Knaben erbarmen mögte. Und als er Gott also mit allen Kräften seiner Seele und aller Inbrunst seines bangen Herzens angefleht hatte, stand er auf, legte einen Pfeil auf seine Armbrust und zielte. Aber doch war es dem Vaterherzen zu viel. Er konnte nicht abdrücken, ließ die Armbrust sinken und stürzte dem Landvogt zu Füßen.

„Herr!“ rief er mit zuckendem Munde und verzweiflungsvollem Blick. „Herr! mir schwimmt es vor den Augen, ich sehe nichts; Alles ist dunkel vor mir, um mich, neben mir, beim allmächtigen Gotte beschwör' ich Euch, erlaßt mir den fürchterlichen Schuß!“

Geßler weidete sich an der schrecklichen Qual des gemarterten Mannes und ein schauerliches Lächeln verzog seine Lippen.

„Nicht also,“ sagte er. „Führt der Bauer die Waffen, so mag er sie gebrauchen, wenn ich ihm das Ziel dazu gebe. Zaudre nicht länger, Tell! Warum zagst du? Du verzweifelst doch sonst an nichts? Hast doch selbst Wind und Wellen bezwungen, als du dem Baumgarten über den See halfest. Wohlan, so hilf dir nun selbst! du Helfer und Retter Anderer!“

Wieder warf Tell einen verzweiflungsvollen Blick zum Himmel auf und der kalte Angstschweiß rieselte ihm von der Stirne. Plötzlich schaute er den Landvogt mit einem zermalmenden Blicke an, griff nach seinem Köcher, riß einen zweiten Pfeil heraus und steckte ihn vorn in sein Koller. Dann erhob er wieder die Armbrust und zielte.

„Um Gottes und Christi willen, Ihr werdet nicht schießen, Tell!“ rief Herr Werner Stauffacher. „Ihr werdet Gott nicht versuchen wollen!“

Tell hörte gar nicht darauf. All' seine Kräfte spannte er an, sicher sein Ziel zu nehmen. Anfangs zitterte seine Faust noch, und sein Auge rollte irr hin und her. Aber jetzt lag er fest im Anschlage, Geschoß und Mann unbe-

weglich, wie aus Stein gehauen, und sein Auge flog über die Armbrust hinweg nach dem winzig kleinen Ziele.

Athemlos vor entmarkter Angst stand das Volk und starrte bald auf Tell, bald auf seinen Knaben, bald auf den grausamen Landvogt, noch immer ein Zeichen der Begnadigung erwartend. Eine regungslose Stille herrschte. Trotz der großen Menge Volks hätte man einer Fliege Summen auf dem ganzen Platze gehört.—Jetzt—o Himmel!—knackte der Hahn an Tell's Armbrust, die Sehne schwirrte, der Pfeil zischte durch die Luft! Da stand der Vater, der gefolterte, mit vorgebogenem Leibe, mit ausgestreckten Armen. Die Waffe entsinkt ihm.

Gelang der Schuß? Oder hat er vielleicht sein armes Kind getroffen?

Juble, juble, Tell!

Wie ein Donnersturm vom Himmel nieder, so erschallte mit erschütternder Gewalt der Freudenruf: „Der Apfel ist gefallen, der Knabe unversehrt!" Jauchzend erschallte er von allen Seiten. Tell stürzte vorwärts, seinem Knaben entgegen, der mit dem vom Pfeile gespaltenen Apfel gesprungen kam und die Siegestrophäe freudevoll jubelnd in der Luft schwenkte. Er erreichte ihn, umarmte ihn, drückte ihn inbrünstig an seine Brust, warf einen Blick auf ihn—einen Blick—der Vaterliebe—des Entzückens—einen Blick des besten Malers werth—küßte ihn, und sank dann, ohnmächtig von der innerlichen, unerhörten Erschütterung, kraftlos zusammen. Seine Freunde versammelten sich um ihn her, drückten ihm die Hände und weinten vor Freuden. Geßler ließ sich den Apfel reichen und betrachtete ihn mit staunender Verwunderung.

„Beim Himmel!" murmelte er, „der Apfel mitten durch geschossen! Das war ein Schuß, von dem man nach vielen Jahrhunderten noch reden wird."

Wohl war der Schuß gut, und von dem Schützen Tell wird man reden, so lange unsere Berge auf ihrem Grunde

stehen!" rief eine Stimme aus dem Volke. „Aber wehe dem Buben, der den armen Mann zu dem Schusse gezwungen hat!"

Laut genug waren diese kecken Worte gesprochen, um von dem Landvogt vernommen zu werden. Mit zorniger Bewegung blickte er nach der Richtung, von wo die Stimme erschallte und rief barsch und drohend: „Wer spricht da? Greift den Frechen!"

Aber vergebens suchten die Reisigen den kecken Mann. Er hatte sich längst unter dem übrigen Volke verloren. Geßler aber blickte finsterer als je, und als der Tell zu ihm trat, um nun seine Freiheit zu begehren, da sagte er zu ihm: „Höre, Tell! du hast einen meisterlichen Schuß gethan, und ich lobe dich darum; aber sage, was sollte es bedeuten, daß du noch einen Pfeil in dein Koller steckest?"

Tell erschrak und wurde verlegen, denn er war ein treuer und ehrlicher Mann, und verstand es nicht, seine wahren Gefühle durch Heuchelei zu verbergen. Doch antwortete er: „Herr Landvogt, das ist bei uns so der Schützen Gewohnheit."

Dem Landvogt war aber des Tells Schreck nicht entgangen, und er merkte wohl, daß ihm nicht die rechte Wahrheit berichtet war. So sprach er dann mit arger List und falscher Freundlichkeit: „Höre, Tell, sage mir nur die rechte Wahrheit fröhlich und frei, und fürchte dich nicht, denn du sollst deines Lebens sicher sein. Deine erste Antwort aber laß ich nicht gelten, und wird der Pfeil wohl etwas Anderes zu bedeuten haben. Sprich offen zu mir, Tell!"

„Wohlan denn, Herr Landvogt," sprach Tell, und blickte den Geßler fürchterlich blitzenden Auges an, „weil Ihr mich denn meines Lebens versichert habt, so will ich Euch die gründliche Wahrheit sagen. Seht, mit diesem zweiten Pfeil hätte ich Euch erschossen, wenn ich meinen Knaben getroffen hätte; und beim großen Gotte droben über den Sternen, Euch würde ich schwerlich gefehlt haben!"

Als der Landvogt das hörte, sprach er: „Nun wohlan, Tell: „Ich habe dich deines Lebens gesichert, und das will ich halten. Dieweil ich aber deinen bösen Willen wider mich verstanden und erkannt habe, so will ich dich an einen Ort führen lassen, wo du weder Sonne noch Mond jemals wieder erblicken sollst."

Und er winkte seinen Knechten und befahl ihnen, den Tell alsbald zu greifen und zu binden.

Diese neue unerhörte Gewaltthat empörte alle Herzen, und furchtlos trat Werner Stauffacher vor den Landvogt und sagte: „Wie, Herr! Ihr wagt es, so mit einem Manne zu verfahren, an dem sich Gott so sichtbarlich verkündigt hat?"

„Schweigt Ihr!" schnaubte der Landvogt. „Wir wollen sehen, ob er dem Tell zum zweiten Male helfen wird. Fort mit dem Burschen! Bringt ihn nach Flüeln auf mein Schiff! Ich selbst werde sogleich folgen und ihn in eigener Person nach Küßnacht geleiten."

„Das dürft Ihr nicht!" rief heftig Walther Fürst. „Das streitet gegen unsere Rechte und Freiheiten."

„Wo sind die?" fragte Geßler höhnisch. „Hat sie der Kaiser anerkannt und bestätigt? Nicht doch! Durch Gehorsam und demüthige Unterwerfung hättet Ihr solche Gunst erlangen mögen, nicht aber durch Rebellion und heimliche Verschwörung. Hütet Euch, sage ich. Ich kenne Euch Alle, wie Ihr da steht, und durchschaue Euch. Die Reihe wird auch an Euch kommen, wenn Ihr nicht gehorchen und schweigen lernt."

Knirschend mußten die freien Männer diese schnöden Worte anhören, ohne darauf erwiedern zu dürfen, denn es fehlten ihnen Waffen, und des Landvogts großes Gefolge war schwer geharnischt. Dennoch flüsterten einige dem Tell leise Trostworte in's Ohr, und wiesen ihn auf die Zukunft. Tell jedoch schien dessen nicht zu achten. Mit herzlichen

Worten nahm er von seinen Freunden Abschied, küßte noch einmal seine geliebten Kinder, und folgte scheinbar ruhig den Schergen nach in des Landvogts Schiff.

Trostlos blieben die Freunde und Genossen zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Fahrt über den See.

Gebunden lag Tell im Schiffe des Landvogts, und verzweifelte fast, daß man ihm jemals wieder die Freiheit zurückgeben würde. Trostlos blickte er hinab in die ruhig wogenden Wellen des Sees, oder hinauf zu den eisgekrönten, wolkenumwölkten Spitzen der hohen Berge, und gedachte seufzend seiner unglücklichen Gattin und seiner verwaisten, armen Knäblein, und achtete sich als einen aufgegebenen Mann. Die bangen Ahnungen Frau Hedwig's fielen ihm ein, und er bereuete schier, die Warnungen nicht befolgt zu haben.

Indessen kam der Landvogt mit Rudolph dem Harras und anderem Gefolge, und das Schifflein stieß ab vom Ufer und richtete seinen Schnabel gen Brunnen. Denn dort wollte der Landvogt aussteigen und zu Lande nach seiner Burg Küßnacht eilen.

So lange das Schiff noch am Ufer lag, hoffte Tell, und meinte, seine Landsleute würden kommen, ihm zu helfen und ihn zu befreien. Als es aber erst auf dem glatten Spiegel des Sees dahin fuhr, da erlosch auch der letzte Strahl der Hoffnung in seiner Seele, und in seinem Innern wurde es gar still und trübe. Fast hätte er wider den lieben Gott

gemurrt, und richtete vorwurfsvolle Blicke gen Himmel; und doch war ihm Gottes Hülfe nie näher gewesen, als eben jetzt, wo das kurzsichtige Menschenauge nirgends mehr ein Fünklein Trost und Erhebung aufzuspüren vermogte.

Denn siehe, eben als das Schifflein an die Ecke des kleinen Axenbergs gelangte, die schroff in die See hinabfällt, da gefiel es Gott, einen fürchterlichen Sturm mit Blitz und Donner aus den Schlünden des Gotthard hernieder zu senden. Und so gählings brach der Sturm hervor, und so grausam und ungestüm raste er einher, daß die Schiffleute anfingen, elendiglich und erbärmlich zu jammern, und daß Alle vermeinten, von den Wellen verschlungen zu werden. Denn wohin sie auch blicken, sie sahen nirgends ein flaches Rettungsufer. Ueberall starrten ihnen die unwirthlichen Felsen entgegen, die schroff und steil ansteigend, ihnen keinen Schutz gewähren konnten, sondern unfehlbar dem Schiffe das sicherste Verderben bereiten mußten. Der Sturm hatte sich in dem engen Kessel verfangen, und raste um sich, gleich einem Raubthiere, das wider die Eisenstäbe seines Kerkers tobt. Die Wellen thürmten sich schäumend und brausend auf, und schleuderten das schwache Fahrzeug umher wie einen Federball. Näher und immer näher ward das Schiff an die Felsen gedrängt, und fast ließ sich schon die Minute berechnen, wo es von den erbarmungslosen Klippen in tausend Stücke zertrümmert werden würde.

Da, in der höchsten Noth, wendete sich einer der Diener an den Landvogt und sagte: „Herr, Ihr seht Eure und unsere Bedrängniß und die Gefahr unseres Lebens. Die Ruderer vermögen uns nicht zu retten, wir müssen Alle ertrinken, wenn uns nicht andere Hülfe wird. Seht, Herr, da ist nun der Tell, ein starker Mann und tüchtiger Schiffer, den solltet Ihr jetzt in der Noth gebrauchen."

Der Landvogt, dem das Herz nicht minder erzitterte, als seinen Begleitern, und der der schrecklichen Gefahr gar gern entschlüpft wäre, wendete sich alsbald zu Tell und sagte:

„Tell, wenn du uns getreulich beistehen und der Noth entreißen willst, so mögte ich dich wohl deiner Bande entledigen."

Der Tell gab zur Antwort: „Ja, Herr, ich getraue mir's, uns mit Gottes Hülfe wohl von dannen zu helfen."

Alsbald ward er losgebunden und seiner Fesseln entledigt, stellte sich an das Steuerruder und fuhr endlich dahin. Doch lugte er immer seitwärts nach dem Bieten oder Gransen, wo sein Schießzeug lag zunächst bei ihm, und achtete auch auf seinen Vortheil, um hinaus zu springen aus dem Kahn an das Land. Und als er sein Auge scharf umher spähen ließ, da sah er gar nicht weit von ihm ein Felsenriff, das gleich einer Platte in den See vorsprang, und meinte, der Ort sei recht wie für ein kühnes Vorhaben geschaffen. Und alsbald schrie er den Knechten zu, sie sollten ihm nun handlich zugehen, bis sie an die Felsenplatte kämen, denn alsdann hätten sie das Böseste überwunden. Die Knechte arbeiteten mit Macht, und als Tell neben die Platte kam, da drückte er den hintern Gransen, wie er denn ein ausnehmend starker Mann war, mit aller Macht an die Platte, griff nach seinem Schießzeuge und sprang, in einem kurzen Gebetlein Gott um Hülfe anflehend, auf die Platte hinauf. Das Schifflein des Landvogts aber stieß er mit dem Fuße in die empörten Wasser zurück und ließ es auf dem See schwanken und schweben nach Gutdünken des Sturms und der Wellen Gefallen. Als er aber den Arenberg hinaufklimmte, da hörte er des Landvogts Stimme, und vernahm die Worte: „Hüte dich, Tell; wenn ich an's Land komme, sollen dein Weib und deine Kinder meine Rache fühlen." Tell, als er das hörte, drehte sich um und griff nach seiner Armbrust, um den Geßler zu treffen. Aber das Schifflein war schon zu weit hinein gerissen vom Sturmwinde, als daß er hätte mit Sicherheit schießen können. So wandte er sich denn und verfolgte rüstig seinen Weg.

Siebentes Kapitel.

Die That.

Ein Fischer begegnete dem Tell, als er mit schnellen Schritten dahinging und er fragte denselben um den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht. Der Fischer schaute den Tell an, und als er die Armbrust sah und sein männliches Wesen bemerkte, so wollte ihn bedünken, es könne der Mann kein anderer sein, als nur der Tell, und fragte ihn geradezu darum. Der Tell antwortete: „Ja, ich bin's!"

Da war der Fischer sehr erfreut, denn er hatte schon von dem Schusse des Tells und seiner Gefangennahme gehört, und rieth ihm, er solle sich nur eiligst verbergen, bis die Neujahrsnacht herankäme. „Denn alsdann geht es los!" sagte er. „Ihr wißt ja, daß es also auf dem Rütli beschworen ist."

Bis zum Neujahrstage war es aber nicht mehr lange hin, und der Tell antwortete: „Nein, Freund, ich werde mich nicht verbergen, sondern habe ganz andere Dinge im Kopfe. Doch bitte ich Euch um eine große Güte. Wollt Ihr mir sie thun?"

„Ja, das will ich!" entgegnete der Fischer, und wäre für den Tell durch's Feuer gegangen.

Das war aber nicht nöthig, denn Tell bat ihn nur, nach Bürglen zu gehen, und seiner Frau zu sagen, daß er gerettet und vorderhand wohl geborgen sei. „Auch," fügte er hinzu, „wenn Ihr meinen Schwiegervater, den Walther Fürst, bei ihr findet, oder Andere, die im Rütli mit geschworen haben, denen sagt, sie sollten fröhlich und guten Muthes

sein! Der Tell wäre frei und sie würden bald von ihm hören. Wollt Ihr?"

„Ja, ich will!" antwortete nochmals der Fischer und fragte: „Was habt Ihr aber im Sinne, Tell? Ich würd' es gern hören."

„Erst muß es gethan sein," erwiederte Tell. „Dann werdet Ihr es sicherlich erfahren. Sagt mir jetzt nur den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht."

Der Fischer rief seinen Buben, und bedeutete dem, den Tell die verborgenen Gebirgspfade zu führen. Beim Abschiede aber drückte er ihm herzlich die Hand und sagte „Gott steh' Euch bei, daß es zum Ziele führen möge, was Ihr unternommen habt."

Der Tell eilte von dannen.

Wenn ein Wanderer von Arth nach Küßnacht geht und dem gewöhnlichen Fahrwege folgt, der von Obstbäumen und grünen Matten, hinter denen die Berge aufsteigen, begrenzt und umgeben ist, so gelangt er auf eine Anhöhe, woselbst sich ein Hohlweg oder hohle Gasse befindet. Der Hohlweg ist nicht eben sehr tief, doch immerhin eng und tief genug, um die Verfolgung eines Mannes schwierig zu machen, der, auf dem Gipfel der Anhöhe stehend, die Flucht in die Berge nehmen würde. Denn es gibt da, sogar heut' zu Tage noch nicht, weder Weg noch Steg.

Und auf dieser Anhöhe stand der Tell, hinter einem Felsstück verborgen, und lauerte auf die Ankunft Geßler's von Bruneck, des Landvogts auf Küßnacht. Durch die hohle Gasse führt sein Weg, wenn er, von Brunnen kommend, zu seinem Schlosse gelangen wollte.

Schwere und düstere Gedanken beschäftigten Tell's Geist auf dieser Stelle, denn zu einer schweren That hatte er sie ausgewählt.

Ein lieber, vaterländischer Dichter, Friedrich v. Schiller, hat die Gedanken des Tell so überaus schön geschildert, daß

wir sie ohne Bedenken nachschreiben wollen. Er läßt den kühnen Schützen sprechen, wie folgt:

Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht.—Hier
Vollend' ich's—die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Holunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos—das Geschoß
War auf des Waldes Thier nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord—
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt—
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feindes.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt!—Da, als ich den Bogenstrang
Anzog—als mir die Hand erzitterte—
Als du grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen—
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte.—Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist meine theure Schuld: ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du.—Er sandte dich in die Lande,
Um Recht zu sprechen—strenges, denn er zürnt—
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust

Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen:
Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen!

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz—
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war—
Doch dir soll es nicht widerstehen—Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt—
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden!

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet—
Denn hier ist keine Heimath—Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz.—Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger—der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitere Spielmann,
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft—und meines ist der Mord!

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam:
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch Etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltener Vogel, oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen—
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
—Und doch an Euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt—Euch zu vertheidigen, Eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

Ich laure auf ein edles Wild—Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umherzustreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
—Um ein armselig Gratthier zu erjagen—
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen.—Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun, und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

So dachte der Tell, und starrte immer und immer auf den Weg hinaus, den der Landvogt kommen mußte. Dieser hatte glücklich das stürmische Unwetter auf dem See überstanden, und war zu Brunnen gelandet, und ritt mit seinen Dienern durch das Schwyzerland gen Küßnacht. Und als sie in der hohlen Gasse daher kamen, da vernahm Tell allerlei Anschläge des Landvogts wider sein Leben, und er legte den Pfeil auf die gespannte Armbrust und erharrte seine Zeit. Als aber Geßler nahe genug herangekommen war, da drückte er ab, und schoß dem Landvogt den Pfeil mitten durch die Brust, grad' in's Herz hinein, daß er alsbald vom Rosse stürzte und gleich darauf todt war. Kaum hatte er noch Zeit zu sagen: „Der Pfeil kommt von des Tellen Armbrust!"

In großer Bestürzung stand sein Gefolge umher und keiner dachte daran, den Tell zu verfolgen, der ohne Furcht sich aller Blicken preisgab, und dann langsam dem Gebirge zuschritt. Niemand hielt ihn auf.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die kühne That des heldenmüthigen Schützen im Volke, und ging von Mund

zu Munde, und ward gepriesen von jeder Zunge. Das beste war aber, daß sie den Muth der Eidgenossen gewaltig erhöhete, den Stolz und die Zuversicht der Tyrannei dagegen darniederschlug.

Achtes Kapitel.

Die Burgen gebrochen, Die Schweizer gerochen.

Und der erste Tag des Jahres 1308 stieg sonnenhell herauf über die Schweizerlande. Es war der Tag, allwo an das Licht gebracht werden sollte, was in stiller Nacht auf dem Rütli beschlossen und beschworen war.

Vor dem Schlosse Sarnen in Unterwalden regte sich's schon in aller Frühe und war lebendig vor dem geschlossenen Burgthore. Es standen da ein zwanzig Männer, unter ihnen Arnold von Melchthal, hielten in der einen Hand ihre Stecken und trugen in der andern allerlei Geschenke, welche sie dem Beringer v. Landenberg überreichen wollten, wie es üblich war zum Neujahrstage. Der Eine hatte ein paar Hühner, der Andere einen Kapaunen, der Dritte eine Ziege, der Vierte ein Lamm, ein Kalb, einen Hasen und was der Geschenke mehr waren. Sie kündeten sich an mit lautem Hallen und riefen nach dem Herrn v. Landenberg, bis es die drinnen vernahmen und dem Vogte Meldung brachten. Alsobald befahl der Landenberger, das Burgthor zu öffnen und die Leute herein zu lassen. Er selber aber begab sich hinab in den Burghof, um sie zu begrüßen und die Geschenke in Empfang zu nehmen.

Das große mit Eisen über und über beschlagene Thor knarrte langsam auf, und der Weg in die Burg lag offen. Arnold von Melchthal winkte heimlich seinen Bundesgenossen zu, und schritt voran, der Erste in die Höhle des Tigers. Alle Uebrigen folgten bis auf Einen, der wie von ungefähr sein Gaislein losließ und ihm nachrannte, als es davon lief. Die Wächter hatten daraus keinen Arg.

Als aber die Männer alle in der Burg waren, da warfen sie mit einem Male dem Landenberger ihre Geschenke vor die Füße, und es wimmelte plötzlich der Burghof von allerlei lebendigem Gethier, das ein mörderisch Geschrei erhob, und unruhig umherrannte und flatterte. Und da der Landvogt über dieses kecke Benehmen der Landleute noch in Bestürzung war und nicht wußte, was er denken sollte, da rissen die Männer plötzlich jeder ein Spießeisen aus ihren Wämsern, steckten die Eisen an ihre Stäbe, und drangen, also gewaffnet, gegen den Landvogt und seine Reisigen los. Und in demselben Augenblicke erschallten draußen laute Hornstöße, so der zurückgebliebene Landmann mit Kraft blies, und plötzlich sprangen aus einem nahen Erlengebüsch noch ein dreißig wohlbewaffnete Mannen hervor, stürzten mit großem Geschrei in den Hof des Schlosses Sarnen und standen ihren Bundesgenossen bei.

Der Landvogt, als er die große Zahl seiner Gegner erkannte, wendete sich zur Flucht, bestieg ein Roß, und jagte von dannen, was das Pferd laufen wollte. Die Knappen und Knechte aber wurden sammt und sonders gefangen genommen. Doch that man ihnen kein Leides und vergoß kein Blut, sondern ließ die Gefangenen späterhin geruhig abziehen, nachdem sie die Urfehde geschworen hatten. Schloß Sarnen aber steckten die Verschworenen in Brand, und ruheten nicht, bis seine Thürme gebrochen und seine Mauern verwüstet waren. Und als dies geschehen, entzündeten sie mächtige Feuer auf den Bergen, damit das Volk sähe, daß die kühne List gelungen sei, und es zu den Waffen

greifen könne. Und sofort erhob sich auch das ganze Volk als Ein Mann, und schwang die Schwerter und verjagte die Tyrannen und deren Schergen allüberall. Sie mußten sämmtlich die freien Lande räumen.

In der Nacht aber, die diesem Tage vorherging, wurde auch Burg Roßberg gebrochen, und das begab sich also:

Der Roßberg lag mit dem Kernwald auf einem hohen Berge, und war eine gewaltige, schier unbezwingbare Veste. Es lebte aber eine Magd darin, die eines Gesellen aus Stanz Braut war.

Der Gesell beredete seine Braut, sie solle ihm um Mitternacht ein Seil aus dem Fenster zuwerfen und solle ihn und seine Gefährten an dem Seile in das Schloß hineinziehen. Die Magd meinte es treu und redlich mit ihrem Vaterlande, und versprach, das Begehren ihres Bräutigams zu erfüllen. Und als die Nacht kam, band sie heimlich, es war um die zwölfte Stunde, das Seil an das Fensterkreuz ihres Kämmerleins, und ließ es hinab auf die Erde fallen. Der Gesell aber und mit ihm zwanzig Freunde harrten schon des Zeichens, und kamen alle schnell herbei, als sie das Fenster klirren und das Seil rascheln hörten. Der Gesell aus Stanz kletterte zuerst hinauf und die Uebrigen folgten so still und heimlich, daß Keiner von der Besatzung ihres verwegenen Vorhabens inne ward.

Kaum waren sie alle d'rin, so drangen sie, von der Magd geleitet, sachte in das Schlafgemach des kaiserlichen Amtmanns, nahmen diesen ohne viel Geräusch gefangen, banden ihn an Händen und Füßen, und ließen ihn in der verschlossenen Kammer zurück, während sie sich an die Besatzung machten. Wie den Amtmann, so überwältigten sie auch die Schloßknechte und waren Herren und Meister der Burg, ehe der Morgen über die Berge hervorbrach. Sie freueten sich still der glänzenden That, hüteten sich aber, groß Geräusch zu machen, damit kein Landgeschrei werde und die Veste Sarnen auch erobert würde, ehe der Landvogt gewarnt

wäre. Bis zum Mittag hielten sie sich verborgen, ließen die Thore verschlossen, und gestatteten Niemandem weder Ausgang noch Eingang in die Veste. Als aber die Feuer auf den Bergkuppen loderten und Wolken Dampfes gleich Säulen überall in die Luft stiegen, da brachen sie mit großem Jubel hervor und verbrannten die Burg und verwüsteten sie, bis kein Stein mehr auf dem andern stand.

Also erging es auch mit Zwing-Uri, wo Walther Fürst focht, und zu Schwyz zertrümmerte Herr Werner Stauffacher mit den Bundesgenossen die Burg Lowerz, so im Lowerzer See lag, mit starker Hand.

Ohne viel Blutvergießen errangen die Eidgenossen ihre alten Rechte wieder, und der Ruf der Freude ging mit beflügelten Sohlen durch das ganze Land. An die Rache dachte Niemand. Die gefangenen Vögte, auch Beringer v. Landenberg, der auf der Flucht eingeholt und ergriffen worden war, wurden an die Grenze geleitet, mußten Urfehde schwören und das Land verlassen, ohne daß man ihnen, obgleich sie es um ihrer Frevelthaten willen wohl verdient hätten, harte Strafen auferlegte.

Am ersten Sonntage aber nach dem Neujahrstage traten die drei Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden zusammen und beschworen mit männlichem Muthe, sich in die Zukunft von keinem fremden Fürsten mehr beherrschen zu lassen, sondern Gut und Blut daran zu setzen zur Behauptung der wieder errungenen Unabhängigkeit.

So entstand der Bund der Eidgenossen, und die Schweizer sind frei bis auf den heutigen Tag.

Die Burgen wurden gebrochen, die Männer wurden gerochen, das Wort der Freiheit gesprochen!

Neuntes Kapitel.

Schluss.

Der Name des Wilhelm Tell war berühmt geworden im ganzen Lande und schwebte auf jeder Zunge; das ganze Volk segnete ihn und seine That, die eine That war der gerechten Nothwehr. Er aber wies bescheiden alle Dankesworte seiner begeisterten Landsleute zurück und lebte still daheim bei Weib und Kindern, sich inniglich des Glückes freuend, sie wohl erhalten wieder in seine Arme schließen zu können. Ihm bangte vor nichts mehr, als vor der Rache des Kaisers Albrecht, welcher geschworen hatte, die Empörer blutig zu züchtigen.

Der Kaiser rüstete mächtig, versperrte alle Zufuhr zu den Bergen, und hatte beschlossen, die ganze Eidgenossenschaft erst auszuhungern, und dann mit seinen Kriegsheeren zu überfallen und zu bewältigen.

Darum war der Tell besorgt und fürchtete für sein Volk und für die kaum wieder gewonnene Freiheit.

Und eines Tages saß er daheim bei Weib und Kind, hatte den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt und ergötzte sich weder, wie sonst wohl, an den Spielen seiner munteren Buben, noch vermogte seine Gattin durch aufheiterndes Gespräch sein Herz zu erleichtern. Er dachte über die Zukunft seines geliebten Vaterlandes nach und finstere Ahnungen verdüsterten seinen sonst frischen und muthigen Geist. Und als er so trübsinnig durch die Scheiben starrte, da vernahm er plötzlich rasche Schritte nahender Männer und horchte auf. Die Thür öffnete sich, und herein traten in das trauliche Zimmer Walther Fürst von

Altdorf, Werner Stauffacher von Steinen und Arnold von Melchthal. Ihr Antlitz glänzte hell, und mit Herzlichkeit reichten sie dem Tell und seiner Gattin die biedere Rechte.

„Was bringt Ihr mir, werthe Freunde?“ fragte Tell nach herzlichem Willkommen. „Ich seh's Euch an, daß Ihr nicht um geringer Ursache willen alle drei zu mir gekommen seid.“

„Tell,“ nahm Walther Fürst das Wort, „wir sind zu dir getreten, um dir eine große und schauerliche Begebenheit zu verkündigen. Von einer großen Furcht sind wir entlastet. Höre und freue dich mit uns im Namen der Freiheit, traure mit uns im Namen der Menschheit!“

Und als Tell athemlos an seinem Mund hing, und sein Herz voller Erwartung pochte, sagte Walther Fürst langsam: „Kaiser Albrecht ist nicht mehr! Er ist schmählich ermordet worden von seinem eigenen Neffen!“

„Gott im Himmel!“ schrie Tell laut und sprang auf. „Erzählt, wie ist das Entsetzliche geschehen?“

„Du weißt, daß der Kaiser seinem Neffen Johann von Schwaben das väterliche Erbe verweigerte. In der Wuth darüber verband sich der leidenschaftliche Jüngling mit den Edeln von Eschenbach, von Tegernfeld, von der Wart und von Palm, und die Fünfe beschlossen, Rache an dem Kaiser zu nehmen. Und als Albrecht mit großem Gefolge vom Stein zu Baden nach Rheinfelden zieht und an die Reuß gelangt, wo eine Fähre über den Fluß setzt, drängten sich die Verschworenen in sein Schiff, und schnitten ihn auf diese Weise von dem übrigen Gefolge ab. Drüben aber an dem andern Ufer, als der Kaiser über ein frisch geackertes Feld hinritt, fielen sie über ihn her, ehe er sich dessen versah. Herzog Johann stieß ihm den Dolch in die Gurgel, Rudolph von Palm durchrennt ihn mit seiner Lanze und Eschenbach spaltete ihm mit dem Schwerte das Haupt. Er stürzte vom Rosse und verblutete im Schooße einer armen alten Frau, die am Wege saß, um zu betteln. Die Mörder sind geflüch-

tet, verfolgt von ihrem Gewissen und dem Gerichte der Menschen. Die böse Rache aber hat ihnen keine Frucht getragen."

„Schrecklich! Entsetzlich! Was soll Gutes kommen aus solchem Thun?" rief Tell, und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Werner Stauffacher aber sagte: „Wohl ist es eine schauderhafte und unnatürliche That und das Gericht Gottes wird die Mörder heimsuchen und finden. Wir aber, Tell, wir brechen mit reiner Hand die segensvolle Frucht des Frevels. Wir mögen so den Kaiser betrauern und beklagen, aber uns auch erfreuen, daß wir der Furcht um die Wahrung unserer Freiheit los und ledig sind. Unser erbittertster und mächtigster Feind ist nicht mehr, und ein anderer Kaiser wird uns vor der Ahndung Oesterreich's zu schützen wissen. Friede sei der Asche Albrecht's, aber Freude sei auch in unserer Heimath über die glücklichen Folgen, die seinem Blute entsprossen müssen. Jetzt sind wir wirklich frei und werden es bleiben!"

Tell richtete sich auf und blickte auf sein treues Weib, seine geliebten Kinder und die theuren Freunde. „Gott hat es so gewollt," sagte er. „Danken wir ihm, daß er ein schweres Leiden und harte Trübsal von uns abgewendet hat, und beten wir zu ihm für das Seelenheil des unglücklichen Kaisers, dessen schreckliches Ende man mit Grausen erzählen und vernehmen wird, so lange die Welt steht!"

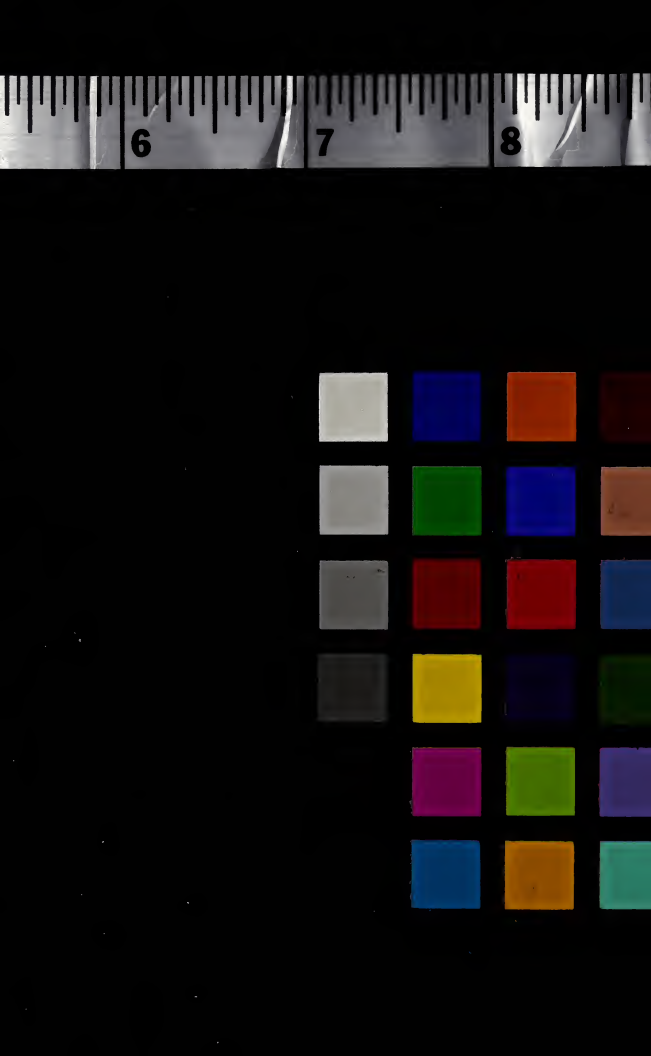
Und Tell kniete nieder und betete. Mit ihm knieten die drei Männer und seine Gattin, und lautlos drang die Sprache ihrer Herzen zu dem Throne des Allmächtigen auf. Sie beteten für ihren Feind, um Gottes Schutz für ihr Land und ihre Freiheit.

Gott vernahm das Gebet der Frommen und erhörte es.

Noch lange Jahre lebte Wilhelm Tell glücklich im Kreise seiner Lieben, und war stets ein Retter der Bedrängten und ein Stab der Schwachen. Gesegnet sei sein Andenken.

George C. Ruhle

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
949.4 H67G C001
Geschichte vom Tell eine Erzahlung fur
3 0112 089311549


6
7
8

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
949.4 H67G C001
Geschichte vom Tell eine Erzahlung fur
3 0112 089311549